Ernst Zahn's Gesammelte Werke

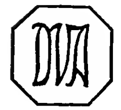
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns
Gesammelte Werke

Erste Serie

Dritter Band

Kämpfe



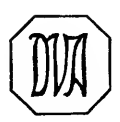
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Kämpfe

Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen

von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Tief im Gebirge, als letzter Ort der deutschen Schweiz, an einem der großen Alpenpässe, die nahe am ewigen Schnee vorbei hinabführen in die Gebiete welscher Zungen und weiterhin in die sonnigen Gefilde Italiens, lag das große Dorf. Versteckt, eingezwängt zwischen den himmelanstrebenden Bergriesen, war es wenig bekannt in der großen Außenwelt. Und doch herrschte alltäglich hier reges Leben und Treiben. Hier wurden die letzten Pferde gewechselt an den Wagen der eidgenössischen Post zur Fahrt über „den Berg"; hier rastete noch einmal der arme Erdarbeiter, der mit Picke und Sack zu Fuß zur welschen Heimat zog, hier erquickte sich noch vor der Hochfahrt der baedekerbewehrte, mit Glücksgütern gesegnete steife Engländer, der quecksilbrige Franzose, der gesetztere Deutsche, und hier blieben sie alle zusammen manchmal tagelang liegen mit Sack und Pack, im Winter, wenn der wilde Föhn sein Unwesen trieb mit dem reichlich fallenden Schnee, der jeden Durchweg versperrte, oder im Frühjahr, wenn die Lawinen hoch an den Felsen unmerklich sich lösten und niederstürzten, um alles zu zermalmen, was sich ihnen in den Weg stellte.

Bei solcher Ungunst der Witterung, wann die Straße allzu unsicher wurde, sammelte sich dann auch eine Menge Waren bei den Fuhrhaltern des Dorfes an, Waren, welche diese zur Weiterbeförderung

über den Paß übernahmen. Dieser Warentransport, welcher im Sommer regelmäßig vermittelst Wagen, im Winter mittels Schlitten, so oft es immer die Schneeverhältnisse gestatteten, vor sich ging, war ein einträgliches Geschäft. Wohl ein Viertel der männlichen Dorfbewohner fand dabei seinen Verdienst, und die beiden Männer, die, jeder auf eigne Rechnung, diese Speditionsgeschäfte betrieben, waren reich geworden dadurch.

Der Erwerbszweig hatte freilich auch seine Schattenseiten. Wann der lange Winter begann, dann brachte er für die Fuhrleute eine Reihe von Tagen der Mühen und Gefahren. Gar manchen schon hatten die grimmen Gewalten des Gebirges für sich gefordert als Tribut dafür, daß sie die andern unversehrt ziehen ließen im steten Bereiche ihrer furchtbaren Macht. Aber die Gebirgler waren es gewohnt, um ihr Dasein zu ringen. Mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft, nicht spielend, gewannen sie ihr Brot. Das wußten nicht nur die, welche als Bergführer, Fuhrleute oder Wegknechte am Passe ihren Verdienst fanden, das erfuhr der Landwirt, der mühsam dem felsigen Boden seine Produkte abrang, das wußten die Holzer mit ihrem gefährlichen Handwerk, die Jäger, die der flüchtigen Gemse folgten, und am meisten die, welche die Felskolosse durchstöberten nach glänzendem Gestein, schwarzen und weißen Kristallen. Was Wunder, daß in diesen Kämpfen mit einer so wilden Natur diese Menschen auch selber hart und eigensinnig wurden! Ja, obschon freundlich und gefällig gegen Fremde, und gewöhnlich verträgsam unter sich selbst,

sperrten sie sich hartnäckig gegen jede Neuerung und hielten an einer einmal gefaßten Meinung fest mit einer Konsequenz, die Starrsinn genannt werden konnte. Drunten im Tale ging denn auch gar oft das Wort: „Die da oben haben Köpfe hart wie die Felsen!"

Die Gemeinde Halden zählte etwa sechshundert Seelen. Die breite Bergstraße beschrieb, ein momentanes Zurückweichen der Felsen benutzend, einen halbkreisförmigen Bogen, und diesem entlang war das Dorf erbaut, ebenfalls einen Halbkreis bildend, der jedoch in der Mitte durch den in schwindelnder Tiefe brausenden breiten Dorfbach durchbrochen wurde. Dieser Bach, der im Frühjahr beim Schmelzen des Schnees zum Strome anschwoll, als weißer Gischt sich durch die Felsen zwängend, entsprang an einem vom Dorfe aus sichtbaren großen Gletscher, dem Rotfirn, durchzog in rasendem Gefälle, Woge um Woge sich fortwährend überstürzend, ein schmales, grünes Tal, bequemte im Dorfe selbst sich nur ungern dem engen felsigen Bette an, um hinter demselben sich rauschend mit seinem stärkeren, von Süden kommenden Bruder zu vereinigen, der droben an der Paßhöhe seinen Lauf begann.

Die beiden Seiten des Dorfes verbanden zwei kühne Brücken, über deren eine, breitere, die Fahrstraße ging. Die Schlucht, die sie überspannten, mit ihren senkrechten, schwarzen Felswänden, in gewaltiger Tiefe der tosende Bach, die nannten die Dorfbewohner „die Hölle".

Erstes Kapitel

Es war gegen die Mittagszeit eines sonnigen Wintertages. Das Stückchen Himmel, das, klein genug, sich über dem Dorfe wölbte und gleichsam zu ruhen schien auf gewaltigen Stützen, den weißen Firnen, zeigte keine Wolken. Tiefblau und klar schaute es auf die verschneite, einsame Welt herab. Aber die Sonne, die in sommerlichem Glanze strahlte, vermochte nicht die weiße Decke zu erweichen; ihre Strahlen schienen zu erkalten an Schnee und Eis.

Vom Kirchlein mitten im Dorfe schlug es elf Uhr. Hell und deutlich klangen die Schläge hinaus in die wunderbar reine Luft, in leisen und immer leiseren Schwingungen, endlich verhallend am nahen waldigen Berg.

Im Schulhause neben der Kirche wurde es lebendig. Ein Geräusch von rasch zugeklappten Büchern, ein Strampeln vieler unruhiger Füße; dann flog die Tür auf, und heraus stürmte eine Schar Knaben von sieben bis dreizehn Jahren. Ihnen folgten langsamer, aber augenscheinlich ebenfalls froh, der dumpfen Schulstubenluft entronnen zu sein, die Mädchen. Die Kinder alle fanden Platz in einem einzigen, allerdings sehr großen Schulzimmer, und es war die Aufgabe eines einzigen Lehrers, sie ihren Fähigkeiten und ihrem Alter gemäß in Klassen zu teilen und zu unterrichten. Nur die ältesten unter ihnen, die zur Sekundarschule gehörten,

empfingen ihren Unterricht von dem Pfarrherrn des Dorfes, dessen Wohnung sich im Schulhause befand, und der zu diesem Zwecke der mit Reichtümern nicht allzusehr gesegneten Gemeinde eines seiner Zimmer unentgeltlich abtrat.

Soeben traten auch diese älteren Schüler aus dem Gebäude, etwa zwölf Knaben und ebensoviele Mädchen. Die ersteren schienen sich aber nicht viel aus ihrer Würde als ältere zu machen, denn sie waren bald dem Beispiel der Vorangestürmten gefolgt, hatten ihre Schulsachen irgendwo beiseite gelegt und begannen sich auf dem Freiplatz vor dem Schulhause mit Schneeballen zu werfen. Inzwischen öffnete sich noch einmal die Schulhaustüre, und über die schmale Vortreppe herab kam verspätet ein etwa neunjähriges Mädchen. War es der Sonnenschein, der eben hell die Treppe erleuchtete, welcher des Kindes Anmut verdoppelte, oder trat dieselbe nur so hervor, weil dessen Zartheit seltsam abstach gegen die rings sich tummelnden Dorfkinder mit ihren frischen, roten Gesichtern und ihren, wenn auch zuweilen recht hübschen, doch meistens groben Zügen? Das niedliche Geschöpf, einer zarten Blüte gleichend, die mit aller Sorge im Treibhaus gepflegt wird, paßte nicht in die Berge, nicht unter diese Kinderschar. Wohl trug sie nur einfaches, ja ärmliches, wenn auch sauberes Gewand; ihre blauen Strümpfe waren vielfach gestopft, und ihre Füße staken in ebenso schweren, festen Schuhen wie die der übrigen Kinder, aber ihr Gesichtchen war seltsam weiß und fein; schwarze Locken umrahmten eine hohe Stirn, und zwei große, schöne Augen schauten aus dem

Antlitz hinaus in die Welt, dunkel und fragend, mit einem für diese Jugend befremdend ernsten Schein. Einen Augenblick blieb die Kleine stehen, als fürchtete sie sich, durch die Knabenschar ihren Weg zu nehmen, dann wollte sie rasch an derselben vorbeieilen. Einer der sich Tummelnden wandte sich aber plötzlich, griff mit beiden Händen tief in den Schnee und folgte ihr in der offenbaren Absicht, ihr das Gesicht mit den kalten Ballen einzureiben, und mit dem Rufe: „Wart', Berger-Ini, ich will dich lehren, die Angeberin zu machen!" Es war ein häßlicher Junge von dreizehn Jahren, von untersetzter, nichts weniger als geradegewachsener Figur, breitem Mund, großer Nase und kleinen, stechenden Augen. Keineswegs beliebt bei seinen Kameraden, wurde er geduldet, ja gefürchtet um seines Vaters willen, der als einer der Reichsten im Dorfe galt und gegenwärtig demselben als Gemeindepräsident vorstand. Er war dieses Vaters verjüngtes Ebenbild, mit Ausnahme freilich eines kurzen Beines, welches dem Herrn Präsidenten Haller den Ehrentitel „der Lahme" eingebracht hatte, und auf welchen sein Sohn wenigstens bis jetzt keinen Anspruch erheben konnte. — Der Veri, wie er im ganzen Dorfe in Abkürzung von Xaver hieß, hatte das Mädchen erreicht, das kaum versuchte, ihm zu entfliehen. Er stellte sich drohend vor sie hin und fragte grob: „Warum hast du mich beim Lehrer verklatscht, du Gans?"

„Er hat mich gefragt, da mußte ich antworten," klang es halb furchtsam, halb trotzig von des Kindes Lippen.

„Du hättest sagen können, du wissest von nichts," herrschte der Junge sie an.

Da blitzte es auf in ihren Augen, und ein rosiger Schein legte sich auf ihre Wangen, als sie leise sagte: „Ich lüge nicht!"

„Ha, ha, ha," lachte Veri und strich der wehrlos an ein Haus Gedrängten mit der einen Hand den Schnee ins Gesicht. Sie stieß ihn zurück, und was der schwache Mädchenarm nicht vermocht hätte, besorgte der Zufall; der Junge glitt aus und lag zum Vergnügen seiner inzwischen herbeigeeilten Kameraden am Boden. Wütend stand er auf und erhob die Faust zum Schlage gegen das Kind; im nächsten Augenblick aber fühlte er sich zurückgedrängt. Ein etwa fünfzehnjähriger Knabe von hohem Wuchse war aus den Reihen der andern zwischen ihn und das Mädchen getreten. Mit überlegener Kraft hielt er die Hände des jüngeren gefaßt und sagte zu der Kleinen: „Geh heim, Ini, ich werde ihn halten, daß er dir nicht folgen kann!"

Der andre wehrte sich verzweifelt, doch als er sah, daß er sich nicht zu befreien vermochte, verzog sich sein junger Mund zu einem häßlichen Lachen, mit dem er dem Kinde nachrief: „O, du Kröte, dein Vater war ja im Zuchthaus und deine Mutter ..."

Er vollendete nicht, denn ein harter Schlag traf seinen Mund, und der Knabe, der ihn hielt, stieß ihn zurück, daß er neuerdings in den Schnee fiel. Ini, wie sie die Knaben genannt hatten, war davongegangen. Bei Veris harten Worten waren ihre Augen feucht geworden, aber sie preßte die weißen Zähne auf die Lippen und verbiß tapfer die heiß aufquellenden Tränen. Veri erhob sich heulend vom Boden und drohte seinem Gegner, ihn bei seinem

Vater zu verklagen. Dieser zuckte nur sorglos die Achseln und trat wieder in den Kreis der andern, während Veri sich schimpfend entfernte.

Joseph Ehrler galt als der stärkste Junge im Dorfe und übte schon deshalb auf die übrigen eine Art Macht aus. Er war aber auch in der Schule den andern immer voran. Nur einer hielt Schritt mit ihm, der mit ihm im gleichen Alter stehende Anton Mattmann, des begüterten Löwenwirts Sohn, auf den er eben jetzt zutrat. Sie waren beide fast gleich groß, Joseph jedoch bei weitem kräftiger gebaut als der schlanke, beinahe krankhafte, blasse Anton. Jener, den blonden Lockenkopf, aus dem die blauen Augen übermütig in die Welt hinausblitzten, stets keck zurückgeworfen, zeigte sich in all seinem Tun rasch entschlossen, zuversichtlich, unternehmend, ja oft zu allerlei tollen Streichen aufgelegt; dieser, der mindestens für zwei Jahre älter gelten konnte als der andre, bedächtig, überlegt, aber von zäher Ausdauer. — Josephs Vater war neben dem Gemeindepräsidenten Haller der einflußreichste und auch der vermöglichste Mann im Dorfe. Beide betrieben die Fuhrhalterei und waren dadurch, wie schon früher bemerkt, reiche Leute geworden. Teils die Konkurrenz, die einer dem andern machte, teils die gänzliche Verschiedenheit ihrer Charaktere hatte die beiden Dorfmagnaten zu Feinden gemacht, und was sich bei jeder Gelegenheit bei den Vätern zeigte, das wurde auch schon bei den Söhnen bemerkbar: sie konnten einander nicht leiden. — Der Vater Antons war der glückliche Besitzer des einzigen, gut gehenden Gasthauses im Dorfe, des „Goldenen Löwen". Wohl-

gelitten wegen seines unverwüstlichen Humors und seiner offenen Hand gegen einheimische und durchziehende Arme, war auch der alte Mattmann eine Persönlichkeit, der es im Dorfleben an Einfluß und Gewicht nicht fehlte, obschon er sich nie in politische oder andre Händel mischte.

Joseph Ehrler hatte sich an Anton Mattmann und die übrigen Knaben gewandt und ihnen den Vorschlag gemacht, neuerdings zwei Parteien zu bilden, die sich mit Schneeballen bekämpfen sollten. Er wolle die Führung der einen Schar übernehmen, Anton sollte die andre befehligen. So hatten sie es im Winter schon oft gehalten und manchmal das Mittagsbrot versäumt, weil es gar so heiß und so fröhlich hergegangen war hier vor dem Schulhause.

Bald war das Gefecht in vollem Gange. Josephs Schar schien aber der andern nicht gewachsen zu sein, denn wie sehr auch ihr junger Führer sie anzufeuern bestrebt war, jene rückte ihr, unter stetem Werfen, immer näher auf den Leib. Da begannen des Knaben Kameraden zu schwanken, da und dort verschwand einer hinter der Kirchenecke, und Joseph mit den wenigen, die noch bei ihm aushielten, zog sich zur Schulhaustreppe zurück, wo ein tüchtiger Haufen Schnee lag. Jetzt sollten sie von dort vertrieben werden. Einen Augenblick waren beide Scharen mit dem Ballen von Schnee beschäftigt, um Vorrat an Geschossen zu haben; dann gab Anton das Zeichen zum Angriff. Josephs letzte Begleiter hielten nicht mehr lange Stand; in wilder Flucht stoben sie auseinander.

Mit dem Knaben selber war eine seltsame Veränderung vorgegangen. Keine Spur von Fröhlichkeit lag mehr auf seinem Gesicht; er sah aus, als wäre aus dem Spiele bitterer Ernst geworden, seine Lippen waren zusammengepreßt und sein Gesicht blaß vor Zorn. Nicht einen Schritt wich er von der Treppe. Jetzt kamen die andern heran. Viele Arme streckten sich aus nach ihm unter wildem Jubel, da warf er sich mitten unter seine Angreifer und begann blindlings mit den Fäusten um sich zu schlagen. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter; die Knaben, die, ihre Uebermacht kennend, ebenfalls begonnen hatten, Ernst zu machen, traten ehrfurchtsvoll zurück. Joseph sah auf. Vor ihm stand ein hoher Mann in schwarzem Talar, der Pfarrer des Ortes.

Er mochte zu Anfang der Vierziger stehen. Seine imposante, kräftige Gestalt schien wie geschaffen für sein schweres Amt in diesen Bergen, wo es manchmal galt, in Sturm und Unwetter auf beinahe ungangbaren Wegen einem Kranken Linderung, einem Sterbenden den letzten Trost in eine der Alphütten oder in eines der zur Pfarrei gehörenden, rings an den Bergen zerstreuten Bauernhäuser hinaufzubringen. Rücksichtslose Energie und Herzensgüte lagen in seinen Zügen, und aus seinen klaren Augen leuchtete durchdringender Verstand. Längst wäre ihm eine angenehmere und besser dotierte Stelle im Tale offengestanden, aber er liebte seine Berge, liebte das rauhe Bergvolk trotz all seiner Halsstarrigkeit, und dafür hing dieses auch mit grenzenloser Verehrung an seinem Seelsorger.

In diesem Augenblicke hatte das Gesicht des Geistlichen etwas Strenges, Verurteilendes, als er zu dem Knaben vor ihm niedersah.

„Immer wieder der alte Jähzorn," sagte er mit einer Stimme, die seltsam zu Herzen drang, „wohin sollen diese Ausbrüche führen? Was nutzt dich dein Lernen, dein lobenswertes Arbeiten, was wird es dir nutzen, selbst ein begehrenswertes Ziel, eine schöne Stellung in der Welt dir zu erringen, wenn du nicht Macht gewinnen kannst über dein unseliges Aufbrausen, das dich in einer unglücklichen Stunde elend machen kann für dein Leben!"

„Verzeiht, Hochwürden," klang es fast tonlos von des Knaben Lippen, und eine tiefe Röte überzog sein Gesicht. „Ich wollte es nicht dulden, daß sie Herr über mich wurden!" Dann, in plötzlicher Gefühlswallung, warf er sich, nicht achtend der andern, an die Brust des Geistlichen und schluchzte auf wie unter einer drückenden Last.

Der Pfarrer hieß die übrigen nach Hause gehen, dann hob er Josephs blonden Lockenkopf und sah ihm tief in die Augen.

„Ich will anders werden, ich verspreche es Euch," flüsterte dieser ihm leidenschaftlich zu, und „ich glaube dir," sagte in ernstem, väterlichem Ton der Geistliche. Dann fühlte er plötzlich zwei Lippen auf seiner Hand brennen. Der Knabe raffte seine Schulsachen zusammen und war im nächsten Augenblick hinter dem Schulhause verschwunden. Auch der Pfarrer wandte sich und stieg nach seiner Amtswohnung hinauf.

Zweites Kapitel

Josephs Vaterhaus stand ganz am Nordende des Dorfes, wo die Straße ins Tal hinabführte. Es war außer dem wenige Schritte davon entfernten Gasthaus zum Löwen das größte Gebäude im Dorfe und aus Stein aufgeführt. Im Erdgeschosse befanden sich die Räume der über den Berg zu bringenden Güter jeder Art, und ordentlich gefüllt waren sie stets zu dieser Jahreszeit. Ueber diesen Räumlichkeiten lag die Wohnung der Familie Ehrler, und von dieser wiederum stieg man zu den Schlafkammern der Mägde und Knechte empor. Von ersteren waren zwei, von den letzteren acht im Hause. Freilich fand sich selten die ganze Haushaltung beisammen, denn einzelne der Knechte waren fast immer mit Schlitten oder Wagen unterwegs. — Neben dem Wohnhause lagen die Stallungen, zwei ansehnliche Gebäude, von denen das eine für die Pferde, das andre für das Rindvieh bestimmt war. Fuhrhalter Ehrler hielt über zwanzig Pferde. Sie waren teils sein Eigentum, teils hatte er sie von auswärtigen Bauern „zu Lehen" genommen. Im Winter mußten dieselben einzeln vor kleine Schlitten gespannt werden, wie deren gerade mehrere vor dem Hause standen, da die mit ungeheuern Schneemassen überdeckte Bergstraße einem großen Fuhrwerke zu dieser Jahreszeit nicht Raum bot. In Zügen von vier, sechs und mehr Schlitten wurde dann ein Warentransport ausgeführt, begleitet von ebenso-

vielen Männern und angeführt von Ehrler selbst, der nie bei einem großen Transporte über den Berg fehlte. Fünf Stunden brauchte eine solche Karawane bei ordentlicher Witterung über den Paß. War aber das Wetter schlecht, dann mußten oft die Ladungen in einem der Schirmhäuser an der Straße untergebracht werden und die Menschen mit den Pferden unter den schwersten Strapazen zum Dorf zurückkehren, um eine günstigere Gelegenheit zum Ueberschreiten des Passes abzuwarten.

In der Eßstube des Ehrlerschen Hauses, einem großen, einfachen Raume, dessen vier Wände mit weißem Holze getäfelt waren, wurde eben die Suppe aufgetragen. Eine wohlige Wärme herrschte in dem Zimmer; in der Mitte standen ein langer, jetzt gedeckter Tisch, daran eine Menge Holzstühle, in der Ecke ein altmodisches, mit geblümtem Stoff überzogenes Kanapee, in einer andern der große, grüne Kachelofen. An den beiden nach der Straße gerichteten Fenstern waren kurze, weiße Vorhänge angebracht, die dem Ganzen ein freundliches Ansehen verliehen; beim einen Fenster stand ein zierlicher Nähtisch, der sich fremd ausnahm in der Gesellschaft der andern schweren, schmucklosen Möbel. Ein Spinnrad und an der einen Wand der schwere Schreibtisch des Hausherrn vollendeten die Einrichtung des Zimmers.

Der Hausherr, Joseph Ehrler der Aeltere, ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf und nieder. Der Sand auf dem weiß gescheuerten Boden knisterte unter den Tritten des schweren Mannes. Er war eine mächtige, breitschultrige Gestalt, wie sie

in diesen Bergen nicht selten sind. Gamaschen von weißer Schafwolle reichten ihm bis über die Knie. Hose, Rock und Weste waren von festem, dunkelm Tuche. Ein dunkler Bart fiel ihm nieder auf die breite Brust, sein volles braunes Haupthaar zeigte noch keinen einzigen grauen Streifen; er zählte freilich, obwohl sein Gesicht seltsam gefurcht erschien, erst zweiundvierzig Jahre. Ehrler konnte für einen schönen Mann gelten, sicherlich fiel die hohe Gestalt manchem Durchreisenden auf, wenn man auch im Dorfe selbst sich nicht die Köpfe zerbrach darüber, ob einer schön sei oder nicht. Nur ein Zug in seinem Gesichte beeinträchtigte den sonst so angenehmen Eindruck, den der Mann beim ersten Anblick machte. Zwischen den Augen lag eine tiefe Falte und deutete auf eine Unbeugsamkeit hin, die unwillkürlich erkältend auf den wirken mußte, der sich ihm freundschaftlich nähern wollte. Diese Unbeugsamkeit, das eigensinnige Festhalten an einer einmal gefaßten Meinung, verbunden mit Ehrlers rauher Außenseite bewirkte, daß er im Dorfe wohl geachtet, doch nicht beliebt, von seinen Untergebenen gefürchtet, ja selbst von seinen Kindern mit heimlicher Scheu betrachtet wurde. Nur eine hatte manchmal Macht über ihn, das war seine Frau. Gegen sie war er nie hart und schroff. Er behandelte sie trotz ihrer fünfunddreißig Jahre immer noch wie ein Kind, das man verwöhnt, und in der Tat, hätte sie das Hauswesen nicht mit so fester und geschickter Hand geführt, sie hätte an der Seite dieses Mannes für ein Spielzeug gelten können, so zärt war sie immer gewesen. Er hatte sie im Tale unten kennen gelernt, da er oft

mit ihrem Vater, einem Haferhändler, verkehrte; und sie, als ihre Herzen sich fanden, war ihm willig in die stilleren Berge gefolgt.

Soeben trat sie mit ihrem zehnjährigen Töchterchen aus einem Nebenzimmer. Eine kleine, unscheinbare Frau in einfacher, bäurischer Tracht, fiel nichts an ihr auf als die freundlichen blauen Augen, die ihr Sohn Joseph von ihr geerbt hatte. Das Mädchen an ihrer Seite glich ganz der Mutter, nur versprach es bedeutend kräftiger zu werden, und ihre Wangen zeigten das frische, gesunde Rot, das auch ihr Bruder Joseph aufwies. Anna und Joseph waren die einzigen Kinder des Ehrlerschen Ehepaares.

Jetzt traten auch die Mägde und Knechte in die Stube und man setzte sich zu Tische, obenan Ehrler, zur Rechten seine Frau, daneben Anna und sich anschließend das Gesinde. Nur ein Platz zur Linken des Hausherrn, für Joseph bestimmt, war frei. Ehrler faltete die Hände und sprach ein kurzes Gebet; er hielt viel auf Religiosität, obschon er nachgerade, wenn er hitzig wurde, nicht immer die frömmsten Worte gebrauchte. Während der einfachen Mahlzeit durfte nicht gesprochen werden, wenn nicht Ehrler selber zum Reden aufforderte, und heute schien er besonders schweigsam gestimmt. Erst als die Knechte ihre Zinnteller zurückschoben, erteilte er in seiner kurzen, barschen Weise einige Aufträge und bezeichnete vier derselben, die am andern Morgen mit ihm des früheſten aufbrechen sollten zu einer Fahrt über den Berg. Als die Knechte und Mägde das Zimmer verlassen hatten, ließ er sich mit seiner Frau in ein Gespräch über

Geschäfte ein, um bald darauf sich eine Pelzkappe aufzustülpen und mit der Bemerkung: „Wo nur der Joseph wieder bleibt, der Bengel kommt jeden Tag später aus der Schule," die Stube ebenfalls zu verlassen. — Er war noch nicht lange hinausgegangen, als die Türe sich neuerdings öffnete und Joseph hereintrat. Auf seinen sonst so fröhlichen Zügen lag noch ein Schatten, der Zeugnis gab von seiner kürzlich durchgemachten Gemütsbewegung. Mit kurzem Gruß legte er seine Schulsachen beiseite, entnahm dem großen Ofen sein dort für ihn aufbewahrtes Mittagessen und machte sich mit scheinbar großem Appetit dahinter. Seine Mutter schien er aber doch nicht darüber täuschen zu können, daß etwas mit ihm vorgefallen sei, denn sie sah ihn erst forschend an und fragte dann: „Nun, wo hast du denn wieder gesteckt? Der Vater war gar nicht zufrieden, daß du beim Essen gefehlt hast!"

„Wir haben unten beim Schulhause noch gespielt, und da verging die Zeit so rasch; ich hatte ganz das Essen vergessen," war die Antwort.

„Gerade rosige Laune scheinst du nicht heimgebracht zu haben," meinte Frau Ehrler.

„Weißt, Mutter," rief Anna dazwischen, „gewiß hat ihn heute der Anton ausgestochen in der Schule, darum ist er so zornig. Ini sagt, er kann gar nicht leiden, wenn einer mehr weiß als er, und Ini sagt auch . . ."

„Was wird denn Ini wissen," fuhr sie Joseph in nicht gerade liebenswürdiger Weise an.

„Oh, daß du furchtbar ehrgeizig bist und immer der Erste sein willst! Das hat ihr alles der Herr

Pfarrer erzählt, wenn er abends manchmal zu ihrer Mutter hinunterkommt," meinte die Kleine wichtig.

Bei der Erwähnung des Geistlichen leuchteten die Augen des Knaben auf, und er sagte in seinem alten, fröhlichen Tone, ohne die Worte seiner kleinen Schwester weiter zu beachten: „Mutter, darf ich heute abend zu Pfarrer Oser hinunter? Er hat Anton und mir erlaubt, zu kommen!"

Als die Mutter ihm freundlich Gewährung zunickte, wurde sein Uebermut wieder in ihm wach. Er beendete sein Essen und packte nach Verlauf einer schwachen Stunde seine Schulsachen wieder zusammen, um mit dem Bemerken: „Ich hole den Toni zur Schule ab!" das Zimmer und das Haus zu verlassen.

Langsam schritt er dem Nachbarhause zu. Der „Goldene Löwe" machte einen gar stattlichen Eindruck, zwar nicht der als Wirtshausschild angebrachte und in Blech gerade nicht kunstvoll ausgeführte, wohl aber das diesen Namen tragende Gasthaus selber. Eine steinerne Doppeltreppe führte zu den etwas erhöhten Parterreräumlichkeiten des hohen, wie das Haus Ehrlers, aus Stein aufgeführten Gebäudes. Wenn man über dieselbe hinaufstieg, so gelangte man durch eine Tür rechts in das Post- und Telegraphenlokal des Dorfes. Diesem gegenüber befand sich die große, helle Gaststube, an die sich ein kleineres, sogenanntes Herrenstübchen anschloß. Im zweiten und dritten Stocke befanden sich die Gastzimmer, deren das Haus eine schöne Anzahl aufwies und — zumal im Sommer — auch bedurfte.

Eben waren die Postschlitten aus dem Tale an-

gekommen, und reges Leben herrschte vor dem Hause. Pferde wurden gewechselt, Pakete und Kisten ab- und aufgeladen, ein Schmiedgeselle untersuchte die an den Schlitten angebrachten Spannvorrichtungen, hackenförmig gekrümmte Eisen, die beim Bergabfahren in den Schnee eingriffen; und einige Reisende waren ausgestiegen, um vor der Weiterfahrt etwas Warmes zu genießen. Der Gasthausbesitzer Mattmann empfing sie unter der Türe und führte sie an die bereitgehaltenen Tische in der Gaststube. Der echte Typus eines Bergwirtes, nicht sehr groß von Gestalt, dagegen glücklicher Besitzer eines höchst anständigen Bäuchleins, das Gesicht rot und gesund, mit einer gegen die Nase etwas zunehmenden Färbung, darin ein paar kleine, schlaue Aeuglein, begann er emsig die Wünsche seiner Gäste zu befrie-friedigen. Böse Zungen, deren es im Dorfe, wie überall, gar viele gab, wollten wissen, daß Kolumbus Mattmann manchmal ein Gläschen über den Durst zu sich nehme; in Wirklichkeit aber verachtete er zwar nicht ein gutes Tröpflein, hauptsächlich, wann er mit ein paar guten Freunden beim Kartenspiel saß; ein Trinker jedoch war er nicht, dazu lag ihm viel zu sehr an seinem guten Namen und an seiner Familie. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, hatte für jeden seiner Gäste, gleichviel welchen Standes, ein freundlich Wort und erwarb sich auch stets die Gunst selbst derjenigen Durchreisenden, die an größeren Komfort gewöhnt waren, als sein Haus ihnen bieten konnte. Er sprach geläufig Französisch und Englisch und tat sich darauf etwas zugute, daß er einige Jahre in Amerika zugebracht hatte. Zur

Winterszeit besorgte Mattmann nur mit Hilfe seiner Frau und zweier Dienstmädchen das Geschäft, während er im Sommer eine größere Anzahl Angestellte hielt. Seine Frau führte die Küche und ein wenig auch das Regiment im übrigen Teile des Hauses, die Departemente ihres Mannes nicht ganz ausgenommen. Sie galt aber auch als äußerst tüchtige und tatkräftige Wirtin. — Als Joseph Ehrler eintrat, kam sie gerade aus der Küche, eine große, magere Frau mit energischen Zügen, die nie besonders anziehend gewesen sein mochten. Darauf hatte freilich ihr Mann nie viel gegeben, wohl aber auf ein Stückchen Geld; das hatte die Ursula Stadel besessen, als er sie freien ging, und mit vereinten Kräften hatten sie es seither vermehrt. Außer Anton besaßen Mattmanns noch vier weitere Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Anton war jedoch der älteste und der Mutter Liebling. Ihn hatten die Eltern dafür bestimmt, einst das Geschäft zu übernehmen, wann er, nach des Vaters Wunsch, in England und Frankreich sich später die nötigen Sprachkenntnisse angeeignet haben würde. Bis jetzt hatte der Knabe freilich wenig Lust verspürt, sich im väterlichen Geschäft zu betätigen. Ihn zogen die Bücher und das Studium an; in stummer Andacht lauschte er den beredten Worten seines Lehrers, des Pfarrers Oser, wenn dieser von Zeit zu Zeit seine beiden besten Schüler, ihn und Joseph Ehrler, des Abends auf ein Stündchen zu sich lud, um ihnen über irgendein Thema aus der Weltgeschichte zu sprechen. Ein inniges Verlangen, sich ebenso reiches Wissen, wie der Geistliche es besaß, anzueignen, er-

füllte seine Seele. Gegen den Lärm in der Gaststube zu Hause, das Tellerklirren und Gläserklingen empfand er einen Widerwillen, und wenn der Vater vor dem Schlafengehen schmunzelnd den Inhalt der Tageskasse einstrich, so wünschte er sich höchstens das Geld, um sich Bücher, nur Bücher kaufen zu können.

Frau Mattmann hatte Joseph freundlich zugenickt und ihm mitgeteilt, daß Anton in der im zweiten Stock sich befindenden Familienwohnstube sei. Während dieser hinaufstieg, ging sie in das Gastzimmer, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Draußen waren inzwischen die Schlitten zur Weiterfahrt fertig gemacht worden. Die Reisenden hatten ihre Mahlzeit beendet und wurden vom Wirt hinauskomplimentiert. An solch hellen Wintertagen war es wunderschön, bis zur Paßhöhe hinan und dann in raschem Tempo auf der andern Seite talwärts zu fahren, wenn auch kein warmes Lüftchen in der Nachbarschaft der Firne blies und mancher der Reisenden droben sich sehnsüchtig nach wärmerer Umhüllung umsah. — Unter hellem Geklingel fuhren bald darauf die Schlitten in raschem Tempo durchs Dorf bergan, während Mattmann sich wieder ins Haus begab.

Drittes Kapitel

Am Westende des Dorfes, wo ein Fußweg dem Bergwasser entlang durch das schmale, lange Tal aufwärts sich nach einer der schönsten Alpen der Schweiz hinzog, lag ein kleines, hölzernes Haus.

Schwarzbraun waren Balken und Bretter unter dem Einfluß langjähriger Stürme geworden; das Dach war nur mit Schindeln gedeckt, und nichts unterschied die Hütte nach außen von den übrigen Bauernhäusern des Ortes. Wenn man aber hineintrat in die niederen, engen Räume, dann fiel wohl die peinliche Sauberkeit auf, die überall herrschte, und wohlgefällig mochte das Auge des Beschauers auf der mit den einfachsten Mitteln zu einem gar behaglichen Raume gestalteten Wohnstube ruhen, in die eine Tür gleich neben dem Hauseingang führte. Von den Fenstern des Stübchens, dessen Wände von hellgrauer Farbe ein freundliches Ansehen hatten, konnte der Blick hinausschweifen über die jetzt verschneiten Matten bis wo hinter niederen, mit dunkeln Tannen gekrönten Bergen blendendweiß ein breiter Firn hervortrat, der, an dem der Dorfbach entsprang.

Hinter den Gletscherspitzen war die Sonne niedergegangen, goldig flammte es noch an den höchsten Enden, und auf dem Tale lag ein wundersamer rosiger Schimmer, als gälte es, der stillen Welt den letzten Gruß des gesunkenen Lichtgestirnes zu bringen, als ginge ein Erinnern des erloschenen Glanzes noch einmal leise durch die halb schon traumbefangene Natur. Die Fenster des Häuschens glühten rot und der Schein fiel auch auf die beiden Menschen, die drinnen im Zimmer beieinander weilten. Eine noch junge Frau saß in einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhle; ihre fleißigen zarten Hände hatten für einen Augenblick die Näharbeit beiseitegelegt, mit der sie beschäftigt gewesen, und ihr Blick

ruhte auf dem prachtvollen Schauspiel, das der ferne Firn jetzt bot. An ihrer Seite saß ein kleines Mädchen, den dunkeln Lockenkopf an ihre Schulter gelehnt, die Hände gefaltet im Schoß. Es war das Kind, das Joseph Ehrler vor dem Angriffe Veri Hallers geschützt, es war Ini Berger; die blasse Frau im Lehnstuhle ihre Mutter.

Frau Christine Berger mußte einst eine schöne Frau gewesen sein. Spuren der einstigen, so früh verblühten Schönheit trug sie noch jetzt, doch hatten Kummer und Sorge tiefe Falten in ihre weiße Stirn gegraben.

In einer reichen Talstadt war ihre Wiege gestanden. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, sie war gestorben, als sie das Licht der Welt erblickte. Ihr Vater, ein höherer Staatsbeamter, besaß ein gesichertes Einkommen, das ihm zwar keinen Luxus gestattete, wohl aber ihm erlaubte, behaglich zu leben und seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung zu geben. So waren sie und ihre beiden älteren Schwestern unter dem sorgenden Auge eines zwar vielbeschäftigten, aber für seine Töchter stets Zeit erübrigenden Vaters aufgewachsen, hatten ausgezeichnete Schulen besucht und bewegten sich, als sie erwachsen waren, in den besten Kreisen der Stadt. Ihre beiden Schwestern hatten sich bald verheiratet, sie, die jüngste, blieb bei ihrem Vater, dessen Liebling sie stets gewesen. Da wurde dieser plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen. Sie pflegte ihn mit aufopfernder Hingebung und hatte die Genugtuung, ihn von seinem Schmerzenslager noch einmal aufstehen zu sehen, freilich nur, um noch kurze

Zeit ein mühselig Dasein zu fristen. Die Krankheit hatte ihn vollständig gelähmt, und die Aerzte verhießen ihm nur noch wenige Monate irdischen Wandelns.

In diesen Tagen verkehrte im väterlichen Hause ein junger Mann, der Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes ihres Vaters. Von glänzendem Aeußern und liebenswürdigsten Umgangsformen, hatte er im Sturm die Herzen von Vater und Tochter gewonnen. Alexander Berger war eine vorteilhafte Erscheinung, keck stand ihm der schwarze Schnurrbart in dem interessanten Gesicht mit der hohen Stirn, und dabei fehlte es ihm nicht an Geist und Bildung. Er war Dichter und träumte von großen Erfolgen, von einer ruhmerfüllten Zukunft. Seine großangelegte Natur und sein vielversprechendes Talent ließen in der Tat Großes für ihn erwarten. Als sich daher Christinens Vater kränker und kränker werden fühlte, fand er einen Trost darin, sein letztes Kind an der Seite seines jungen Freundes ebenfalls versorgt zu sehen. Die jungen Leute liebten einander mit all der Glut einer ersten Leidenschaft. Christine, selbst noch ein halbes Kind, malte sich das Leben an des Geliebten Seite mit den rosigsten Farben aus und legte getrost ihre Hand in die seine. Da starb der Vater, und dieser Verlust war ihr erstes tiefes Weh, obschon sie lange darauf vorbereitet gewesen. Die Liebe ihres Gatten jedoch goß Linderung in ihr Leid, und bald freute sie sich voll und ganz des Glückes an seiner Seite. Im Anfang ging alles gut. Wie die Kinder lebten sie sorglos in den Tag hinein. Er besaß ein kleines

Vermögen, und auch sie hatte von ihrem Vater einige Tausende geerbt. Davon zehrten sie, dieweil Alexander an seinem ersten großen Werk, einem Romane, arbeitete. Im zweiten Jahre ihrer Ehe ward Ini geboren. Nun war ihr Glück vollständig. Zwei kleinere Aufsätze des jungen Poeten hatten zudem zu der Zeit Aufsehen erregt und waren ihm vom Verleger der Zeitschrift, in der sie erschienen, gut bezahlt worden. Sie schwelgten in Wonne, und er ging mit doppeltem Eifer an seine Arbeit, die ihn zum berühmten Manne machen sollte. — Sie ward beendigt, er wandte sich an einen Verleger. Nach einer Weile kam die Arbeit zurück. Der Mann dankte, fand die Geschichte sehr gut erdacht und hübsch ausgeführt, bedauerte jedoch, den Verlag ablehnen zu müssen. Das Manuskript ging an einen zweiten und dritten. Immer wieder eine Ablehnung. Noch verlor der junge Schriftsteller den Mut nicht. Er schickte sein Manuskript an die Redaktion einer weltbekannten Zeitschrift, und als diese es zurücksandte, an eine andre und so weiter. Mit Höflichkeitsphrasen, wie „zu großer Stoffandrang“, „für unser Blatt leider nicht geeignet“ und wie sie alle heißen, wurde er abgewiesen. Er ruhte nicht. Es mußte ja gelingen! — Er war so sicher des Erfolges. Er ließ das Werk auf eigne Kosten drucken. Das ging tief hinein in seine Kasse. Dann lag es fertig da, das Buch, die Frucht so mancher Stunde ununterbrochener Arbeit, und — wurde nicht gekauft. — Eines Tages fiel ihm eine Kritik in die Hände. Sie entstammte der Feder eines Mannes, der das Gewicht seines Namens

dazu verwandte, neben sich die jungen, aufstrebenden Talente nicht aufkommen zu lassen, der, wohl aus Furcht, verdunkelt zu werden, jede Blöße an jenen zu erspähen suchte, wo das Seziermesser seines ungerechten Urteils eindringen konnte.

Nach dem Lesen jener Kritik brach Alexander Berger zusammen. Da zeigten sich die schwachen Seiten seines Charakters. Wäre es ihm vergönnt gewesen, im Sonnenschein zu wandeln, er hätte vieles leisten können, vieles geleistet. Der erste Blitzschlag brach seine Kraft. Er verzweifelte an seinem Talente; er fand zu neuem Versuch nicht Mut, wie sehr seine arme Frau, die fest an ihn glaubte, ihn auch aufzurichten bestrebt war. Immer düsterer, immer mutloser wurde er, seine Arbeit ekelte ihn an, — da kam das Elend.

Einmal ging er des Nachts aus, was er seit seiner Verheiratung nie getan, an einem Trinkgelage früherer Freunde teilzunehmen. Spät kehrte er heim. Christine hatte ihn in angstvoller Unruhe erwartet. Da war er, die Augen gerötet, die Züge blaß vom vielen Weingenuß. Er wankte. — Schaudernd wandte sie sich ab, und ohne Gutnachtgruß legte er sich zu Bette. So ging es weiter. Immer häufiger blieb er des Nachts aus, Weib und Kind vergessend; seine Liebe zu ihnen schien erloschen zu sein mit dem Glauben an sich selbst. Die junge Frau beschwor ihn zur Umkehr. Sie wollte noch an ihn glauben, sie liebte ihn noch, und sie warf sich mit Aufgebot ihrer schwachen Kraft zwischen ihn und den Abgrund, dem er blindlings zustrebte. Doch er stieß sie beiseite, ging — und fiel.

Sein ausschweifendes Leben kostete Geld. Er achtete nicht darauf, daß sein und seiner Frau Vermögen zerschmolz, bis er eines Tages ein Bettler war. Da ergriff ihn vollends der Dämon, der von seinem Innern Besitz genommen, er wurde ein Verbrecher — er stahl.

Auf einem Pfandleihhause, wohin er zum ersten Male gegangen, einige Sachen von Wert zu versetzen, war es, gegen Mittagszeit. Die Räume hatten sich schon geleert. Der einzige noch anwesende Beamte war ins Nebenzimmer gegangen, die gebrachten Schmuckgegenstände zu verschließen. In der Nähe des Schalters lagen mehrere große Noten. Berger vermochte sie mit der Hand zu erreichen. Ein Taumel erfaßte ihn. Er streckte die Hand aus — er hielt das Geld — es verschwand in seiner Tasche — dann eilte er hinaus. — Nach zwei Tagen war der Dieb entdeckt.

Die Frau erfuhr das Schreckliche erst, als die Diener des Gesetzes ins Haus kamen, ihren Mann ins Gefängnis abzuführen. — Sie starrte sie an, groß und bange. — Was wollten sie? — Ihn? — Ihn, den sie liebte? — Das mußte ein Irrtum sein. — Das war ja unmöglich, ganz unmöglich! — Da sah sie, wie sein Haupt schuldbewußt auf seine Brust sich beugte; — er streckte die Hand nach ihr aus, als wollte er ihre Verzeihung erflehen. — Mit einem Aufschrei, der die zwei an den Anblick menschlichen Elends jeder Art gewohnten Polizeibeamten erschütterte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Lange Wochen war sie krank. Eine ihrer Schwestern pflegte sie, und als sie genas, bot jene ihr und

ihrem Kinde liebevoll ein Heim in ihrem Hause. Doch sie wohnte in der gleichen Stadt, und Christine lehnte ihr Anerbieten ab. — Sie schämte sich, ihr graute vor dem Umgang mit andern Menschen! Nur des Nachts ging sie aus, um ihre notwendigen Einkäufe zu machen. Von ihrer Schwester nahm sie doch so viel, um für die nächste Zeit leben zu können; denn ihr Mann hatte ihr nichts gelassen, nichts. — Doch, was nun beginnen? — Ihr Stolz sträubte sich dagegen, von der Güte ihrer Verwandten zu leben, und dann — sie wollte fort aus dem Geräusche der Stadt, aus der Nähe der Leute, die sie gekannt und die den Zusammenbruch ihres Glückes gesehen, fort in eine Gegend, wo alles ihr fremd war. — In diesen schweren Tagen gab Gott ihr einen Trost — ihr kleines Mädchen. Der Gedanke an dieses ließ ihren Mut aufleben, ihr das Dasein nicht ganz wertlos erscheinen. — Sie war äußerst geschickt in allen weiblichen Handarbeiten und gedachte das nun zu nützen; — aber wo? Sie ertrug es nicht, von den Leuten derjenigen Kreise, in denen sie bisher immer verkehrt hatte, über die Achsel angesehen zu werden. Sie war jetzt ganz, ganz arm; so sollte denn der erste Teil ihres Lebens abgeschlossen und ein neuer begonnen werden, in andrer Umgebung — bei andern Menschen. — Sie erinnerte sich eines jüngeren Freundes ihres verstorbenen Vaters, des Pfarrers Oser, der jetzt hoch droben im Gebirge wohnte und der gewiß gerne bereit sein würde, ihr beim Betreten des neuen, schweren Weges eine Stütze zu sein. Es drängte sie mit Allgewalt fort in die Einsamkeit, und wo konnte

es einsamer sein als in jener Höhe? Von jenem Dorfe aus gedachte sie sich durch Vermittlung ihrer Verwandten Stick- und Näharbeiten von größeren Geschäften im Tale zu verschaffen, und so hoffte sie sich durchzuschlagen ohne jene ihr wehtuende, klingende Mithilfe andrer. Sie schrieb an Pfarrer Oser, und binnen kurzem war die Antwort in ihren Händen. Er schrieb, wie dankbar er für ihr Vertrauen sei, und daß er gerne für sie tun werde, was immer in seiner Macht stehe; doch er stellte ihr vor, wie wild es an seinem Wohnorte sei, wie rauh die Leute, und wie ihre Entfernung aus der Stadt ihre Aussicht, Arbeit zu erhalten, eher vermindern als vermehren müsse. Nichtsdestoweniger beharrte sie auf ihrem Entschlusse und erwiderte Pfarrer Osers Brief in entsprechender Weise. Nach acht Tagen langte wieder Bericht von ihm an. „Es wäre eben ein kleines Häuschen frei geworden, das er für sie gemietet habe und nun noch in Ordnung bringen lassen wolle, und so möge sie denn in Gottes Namen in vierzehn Tagen kommen und versuchen, wie es ihr gefallen werde in der Nachbarschaft der Tannen und Felsen."

Es war an einem Sonntag im Spätherbst, als sie droben einzog. Sie hatte ihre wenigen Möbel und sonstigen Haushaltungsgegenstände, deren sie droben bedurfte, vorausgeschickt, sie selbst mit Ini, die damals drei Jahre zählte, einen Einspänner gemietet, der sie beide hinaufbringen sollte. — Schon lagen die Matten gelb, und kühl wehte es von den Bergen her, als sie ins Dorf einfuhren; doch es war zur Mittagszeit, und die Sonne strahlte so

friedvoll und tauchte die Berge in Glanz und Licht. Von der kleinen Kirche ertönte eine Glocke. Die Klänge zogen ihr entgegen, weich und freundlich, als sollte es ihr Willkommen sein, und ihr wundes Herz öffnete sich weit dem Friedenshauche, der ihr nach den Tagen voll Kampf und Leid zuwehte. — Am Pfarrhause stieg sie ab; der erste Mann, der ihr dort entgegentrat, verstand die Gefühle, die ihre Brust beim Einzug in diese neue, von der früheren so verschiedenen Heimat erfüllen mußte. Er sagte ihr nicht viele Worte, sondern reichte ihr still die Hand und führte sie dann, nachdem sie mit ihrem Kinde bei ihm einen Imbiß eingenommen hatte, in die Hütte am Ende des Dorfes. „Gott segne Ihren Eingang," sprach er dort bewegt und ließ sie dann nach kurzer Zeit allein. Da kniete sie in der kleinen Wohnstube, die er so traulich für sie hatte einrichten lassen, nieder, hielt ihr Töchterchen an ihr Herz gedrückt und betete, daß der Herr über Himmel und Erde gnädig walten möge über ihrem Liebling und auch — es war das erstemal, daß sie ohne Groll an ihn denken konnte — über dem, der hinter Kerkermauern seinen Fehltritt büßte.

Und allmählich hatten sie sich eingewöhnt, Mutter und Kind, wenn auch im Anfang die Nähe der himmelhohen Berge das ans freie, weite Land gewöhnte Auge bedrücken und der bald nach ihrem Einzug mit all seiner ungeziemten Wildheit hereinbrechende Winter sie erschrecken wollte. Es gelang Frau Christine, mit einem Geschäfte in Verbindung zu treten, das ihr regelmäßig Arbeit lieferte und gut bezahlte. Ohne Murren, ohne Klage saß sie vom

frühen Morgen bis zum Abend bei ihrem Werke. Als dann Ini zur Schule mußte, kam es ihr wohl manchmal einsam vor in ihrem Stübchen, aber wenn dann die Kleine nach den Unterrichtsstunden nach Hause kam, war alles wieder gut und sie gewöhnte sich auch an das. Mit den Leuten des Dorfes kam sie wenig in Berührung, nur mit Mattmanns war sie näher bekannt geworden. Frau Mattmann stammte aus der Stadt, wo Frau Berger geboren war und gelebt hatte. Auch war Luise, das älteste Töchterchen der ersteren, der Klasse Inis zugeteilt. Die beiden Kinder waren oft zusammen und hatten so auch die zur Freundschaft führende Begegnung der Eltern herbeigeführt. Bei Mattmanns traf Ini auch zuweilen mit der nur ein Jahr älteren Anna Ehrler zusammen, von der sie ihrer Mutter viel erzählte. Im Ehrlerschen Hause war sie jedoch noch nie gewesen. Der alte Ehrler liebte nicht das Ein- und Ausgehen der kleinen Gäste, und er liebte noch weniger das, was er die Bergersche Sippschaft nannte. — Die Schicksale der Frau Berger waren wenigstens in ihrem Hauptteil, der Katastrophe, im Dorfe nicht unbekannt geblieben. Das geschwätzige, lästernde Weib, die öffentliche Meinung, hatte Frau Berger nicht fliehen können, wie sie es gewünscht hatte. Leise, heimlich war es ihr gefolgt bis herauf in die Einsamkeit und hatte geflüstert und gestichelt, bis es ihr gelungen, einen Teil der Bergbewohner gegen die arme Frau einzunehmen, welcher dieselben Mitschuld an ihrem Unglück zuschrieben. Unter ihnen war auch Ehrler. Der starrsinnige Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß diese Familie

Berger Bettlervolk sei, mit welchem umzugehen für seine Kinder nicht ratsam wäre. Trotz den überzeugenden Urteilen und Beweisen, die ihm für die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit Frau Bergers von seiten Mattmanns und Pfarrer Osers gegeben wurden, beharrte er auf seiner Meinung, ja, er ging so weit, daß er seinem Töchterchen die Bitte, Ini einmal mitbringen zu dürfen, rundweg abschlug. Daß sich die Kinder dennoch häufig sahen und lieb gewannen, konnte er freilich nicht hindern. — Zum Glücke kam selten ein böses Wort über sie und die Ihrigen zu Ohren der Frau Berger, und Ini war noch zu jung, um lange über ein hier oder dort gehörtes hämisches Urteil nachzudenken.

Pfarrer Oser war der einsamen Frau eine große Stütze geworden. Mit Rat und Tat war er ihr stets zur Seite gestanden, und sein Trosteswort half ihr über manche trübe Stunde hinweg. Fast jeden Abend kam er herüber, um ihr von seinen Gängen, seinen Armen und Kranken oder von früheren Tagen zu erzählen.

Auch heute war der Geistliche hier gewesen und erst vor etwa einer halben Stunde fortgegangen, um den Rosenkranz in der Kirche zu halten und später seine beiden Lieblingsschüler bei sich zu sehen. Als er fort war, hatte Ini um eines von Mütterchens Märchen gebeten. Es war des Kindes liebste Unterhaltung, wenn die Mutter ihr erzählte. Da saß sie still und schaute mit großen Augen vor sich hin, lautlos horchend. Frau Berger besaß eine reiche Phantasie und pflegte sich die Erzählungen für ihr Töchterchen selbst zusammenzureimen. Angeregt durch

eine Bemerkung Pfarrer Osers, daß er Ini, die gerne sang und eine hübsche Stimme besaß, in einigen Jahren seinem kleinen Kirchenchore einverleiben wolle, hatte sie ihr heute von Musik gesprochen. Nun fuhr sie nach kurzem Inhalte fort:

„Sieh, Liebling, die Musik ist eine Gabe, die ein Engel, welchen der liebe Gott auf die Erde niederschickt, den Menschen verleiht, damit sie die Hauptregungen ihrer Seele, Leid und Freude, in Töne fassen können. Nun gibt es freilich Menschen, die die Musik nicht liebhaben. Das sind entweder solche, deren Gemüt unempfänglich für das Schöne geworden ist, oder andre, welche böse sind und fürchten, es möchte durch die vom Himmel stammende Stimme der Musik ihr Gewissen geweckt werden, das ihnen Vorwürfe über ihr böses Tun machen werde. Dann gibt es gar viele Menschen, denen die Musik lieb ist, die andächtig ihren Tönen lauschen, denen aber die Gabe, sie selbst zu pflegen, versagt geblieben. Und endlich sind da wenige Auserwählte, deren Stirne jener Engel mit den Zauberlippen berührt und die dadurch geweiht wurden, der Musik zu dienen ihr Leben lang. Diese dreifach gesegneten Menschen können alles, was ihr Herz bewegt, ausströmen in wunderbaren Tönen. Wenn ein Glück ihre Seele füllt, kann jubelnd ihr Sang oder ihr Spiel zum Himmel dringen, dankend für das, was ihnen der liebe Gott geschickt, und wenn Traurigkeit in ihr Herz eingezogen ist, dürfen sie ihre Klagen ausklingen lassen in ernsten Melodien, leise oder stürmisch, dadurch die Last erleichternd, die auf ihnen ruht!"

Ini hatte atemlos zugehört. Jetzt fragte sie

plötzlich: „Können denn diese Menschen in den Tönen alles sagen, was sie möchten?"

„Ja, mein Kind; freilich manchmal nur ihnen verständlich und dem lieben Gott, aber wir andern stehen dann oft bei den herrlichen Harmonien wie vor einem tiefen, wundersamen Rätsel, das uns bekannt dünkt, in unserm Innern etwas wachruft, was, wir fühlen es, damit verwandt ist, aber das wir doch nicht lösen können."

„O Mütterchen, ich will singen lernen, und wenn ich es kann, dann will ich dem lieben Gott singen, wie gut du bist und wie viel lieb ich dich habe, denn, weißt du, sagen kann ich es doch nicht, wie lieb du mir bist!" Bei diesen Worten schlang Ini die Arme um der Mutter Hals.

Ein glückliches Lächeln verklärte einen Augenblick die gramdurchfurchten Züge Frau Bergers, und bei den Worten ihres Kindes durchzuckte sie wieder jenes grenzenlose Mitleid mit seinem fernen Vater, ihrem Manne, der nicht mitgenießen konnte von dem Sonnenschein, den die Kleine in ihr Leben brachte. Ueberwältigt von diesem Gefühle, flüsterte sie Ini zu, indem sie sie fest an sich drückte: „Wen mußt du aber auch noch liebhaben, Kleine?"

Einen Augenblick sann diese nach, dann sagte sie in einem Tone, der verriet, daß sie über etwas grübelte: „Den Vater."

„Ja," sprach Frau Berger weich, „gar lieb mußt du ihn haben, und den lieben Gott täglich bitten, daß er ihn gesund wieder zurückführe zu uns!"

„Mutter," fragte plötzlich das Kind und eine

große Angst lag in ihren Augen, „ist es wahr, daß der Vater im Zuchthaus war?"

Frau Berger erbleichte, ihre Stimme bebte in furchtbarer Aufregung, als sie, aufstehend, fragte:

„Wer hat das gesagt — wer darf dir solches sagen — dir?" Sie hatte die Worte halb zu sich selbst gesprochen und schrak zusammen, als das Kind weiterfuhr.

„Der Veri Haller hat es gesagt, aber der Joseph Ehrler hat ihn geschlagen darum, und, o Mutter, gelt, das kann doch nicht wahr sein?"

„Du mußt nicht horchen auf das, was die bösen Buben sagen," klang es gebrochen zurück. Frau Berger stand am Fenster, die Stirn an die Scheibe gelehnt, und schaute starr hinaus. Das ferne Flammen war erloschen. Das Dunkel kam. Auch im Stübchen war's düster geworden und im Herzen der einsamen Frau.

Da wurden draußen Schritte laut, und jemand klopfte an der Türe. Frau Berger hatte sich gefaßt und auf ihr „Herein" trat Anton Mattmann in die Stube. Er hatte einen Auftrag seiner Eltern auszurichten und erzählte, daß er nachher für den Abend zu Pfarrer Oser hinübergehen werde.

„Willst du Ini auf ein Stündchen mit hinübernehmen? — Sage, ich ließe den Herrn Pfarrer bitten, sie an euerm Plauderabend teilnehmen zu lassen; ich hätte zu tun und wünsche allein zu sein!" — Ein grausames Weh durchzuckte das Herz der armen Frau bei diesen Worten. Es war das erstemal, daß sie ihr Kind von sich schickte, aber sie mußte eine Weile allein sein, um die tiefe Bitter-

keit niederkämpfen zu können, die ihre Brust seit Inis Frage erfüllte. Das Mädchen hatte zuerst verwundert aufgeschaut bei Frau Bergers Worten, jedoch der Gedanke, zu Pfarrer Oser zu dürfen, der, wie sie meinte, beinahe so schön erzählen könne wie die Mutter, stimmte sie froh, und gerne folgte sie Anton zum Pfarrhause.

Als die beiden das Häuschen verlassen, stand Frau Christine einen Augenblick still mitten im Zimmer, die Hand vor die Stirne gelegt, hinter der es so ungestüm hämmerte und pochte. Dann zündete sie Licht an, setzte sich in ihren Lehnstuhl und versuchte zu arbeiten, aber bald ruhten wieder ihre Hände. Die Gedanken, die mitleidlosen, friedenstörenden Gedanken wollten sich nicht bannen lassen.

„Selbst dir können sie es nicht ersparen, mein armer, kleiner Liebling, zu wissen, daß du das Kind eines Zuchthäuslers bist. So sehr ich ihn zu verhüten suche, der Tag wird kommen, da mit erbarmungsloser Klarheit die Erkenntnis über dich kommen wird, und von da ab wird die Schuld des Vaters einen Schatten auf deinen Lebensweg werfen, den all deine Schönheit, all deine Reinheit nicht wird verwischen können. Das ist die ungerechte, mitleidlose Welt, die um eines Sünders Schuld auch die büßen läßt, die zu ihm gehören, gleichviel ob sie mitschuldig oder nicht. Und ob auch einzelne den Fehler verzeihen, ja vergessen möchten, die Klatschsucht weckt ihn immer wieder. Der Tod nur sühnt vielleicht im dritten Glied! Mein Kind, mein armes Kind, mir ist so bang um dich!“ —

So sprach sie leise in kurzen Sätzen vor sich hin, legte endlich den müden Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Viertes Kapitel

In der Wohnstube des Pfarrhauses brannte Licht, als Ini und Anton eintraten. Pfarrer Oser saß in seinem nebenanliegenden Studierzimmer, das ebenfalls erleuchtet war und schrieb, während der bereits anwesende Joseph Ehrler in einem Buche aus des Pfarrherrn reichhaltiger Bibliothek las. Die Wohnstube lag auf der Hinterseite des Hauses. Von ihren Fenstern sah man hinab in die grausige Tiefe der „Hölle", wo jetzt, im Winter, die Wasser des Baches freilich nur spärlich flossen; es war beinahe unheimlich, über die schwarzen senkrechten Felswände hinabzublicken. Drüben aber fiel der Blick auf freundliche Häuser, worunter gerade gegenüber dasjenige des Gemeindepräsidenten, ein altes, aber nicht unansehnliches Gebäude; hinter den Häusern, stark ansteigend, mit Felsblöcken übersäte, jetzt schneebedeckte Matten, wiederum dahinter ernste Tannen und, wo jene aufhörten, das eisumbundene Gestein der Berggipfel. — Die Stube war einfach, aber wohnlich eingerichtet, in der Mitte ein langer viereckiger Tisch, darüber eine hübsche Hängelampe, an den Seiten verteilt ein Sofa, ein Geschirrschrank, ein kleineres Tischchen, worauf ein Aquarium mit Goldfischen stand, und ein Klavier. Pfarrer Oser liebte die Musik, er war ein guter Klavierspieler und gab sich viele Mühe, den Kirchengesang in

seinem Gotteshause zu heben. Er hatte zu diesem Zwecke einige junge Leute des Dorfes, beiderlei Geschlechts, zusammenberufen, aus denen er mit Hilfe des Lehrers, nicht ohne schwere Mühe, einen Kirchenchor bildete. Auch Anton Mattmann gehörte zu diesem Chor, während Joseph Ehrler jede Gesangsbefähigung abging. Zweimal die Woche wurde abends im Pfarrhause geübt.

Beim Eintritt Antons und Inis hatte Pfarrer Oser seine Arbeit geschlossen und, nachdem ersterer Frau Bergers Bitte vorgebracht, die Kleine liebevoll bedeutet, sich in die Sofaecke zu setzen, während er selbst mit den Knaben am Tische Platz nahm, nachdem er vorher noch seine alte Haushälterin hereingerufen hatte, welche sich neben Ini, ihrem besonderen Liebling, niederließ.

Des Pfarrers alte Marie war eine wohlbekannte und gern gesehene Persönlichkeit im Dorfe. Die große, etwas vornübergebeugte Gestalt mit den häßlichen und doch etwas Angenehmes besitzenden Zügen ging ein und aus in den Häusern und Hütten, wo es Arme und Kranke gab. Nie kam sie mit leeren Händen, denn der Pfarrer sparte nicht und half seinen bedürftigen Pfarrkindern nicht nur durch tröstlichen Zuspruch, sondern auch durch tätige Unterstützung. An ihrem Herrn hing die alte Marie mit einer Treue, hinter der alles andre zurückstehen mußte. Sie hatte als junges Mädchen schon im Hause seines Vaters gedient und dasselbe erst verlassen, als Oser seine Studien beendigt und eine Pfarrei bezogen hatte. Da war sie auf seinen Wunsch zur Führung seines Haushaltes zu ihm ge-

kommen und seither bei ihm geblieben. Sie war nun schon eine starke Fünfzigerin und schlug gegenüber Pfarrer Oser stets einen mütterlichen Ton an, was sich dieser gutmütig gefallen ließ, wußte er doch die Treue und Tüchtigkeit des alten Mädchens, das sonst eine tiefe Ehrfurcht vor seinem Wissen und seiner Persönlichkeit hegte, wohl zu schätzen.

Marie hatte ein Strickzeug zur Hand genommen, während Ini die Händchen wieder gefaltet hielt und den Worten Pfarrer Osers lauschte, der jetzt zu erzählen begann. Er hatte für den heutigen Abend die Geschichte des Christoph Kolumbus gewählt und fand an seinen jungen Gästen die dankbarsten Zuhörer. Sein Vortrag hatte etwas ungemein Fesselndes, und seine Erzählung hätte wohl verwöhntere Ohren als die der beiden Knaben und Inis entzückt, denn sein markiges und doch biegsames Organ und seine Schilderungsgabe ließen dieselbe zu einem wahren Genusse werden.

Es mochte neun Uhr sein, als der Geistliche seine Erzählung beendete. Kurze Zeit darauf brachen die beiden Knaben und Ini auf, von ihm bis an die Haustür geleitet. Draußen war es dunkel geworden, nur wenige Sterne funkelten am Himmel, und das Mondlicht fehlte. Pfarrer Oser trug den Knaben auf, Ini nach Hause zu bringen, ehe sie ihren eignen Heimweg antraten, was diese gerne übernahmen. Die Nacht war kalt und der zusammengetretene Schnee knirschte unter ihren Tritten. Kaum waren sie einige Schritte vom Pfarrhause entfernt, als Ini plötzlich ausglitt und mit leisem Schmerzensschrei zu Boden fiel. Anton hob sie auf.

Als sie jedoch zu gehen versuchte, mußte sie sich an dem Knaben halten; der kleine Fuß tat zu weh, sie hatte ihn sich beim Fallen verletzt.

„Ich kann nicht gehen,“ flüsterte sie ängstlich, „der Schuh drückt so sehr — gewiß blutet der Fuß!“

„Komm, ich trage dich,“ sagte Anton, „es ist ja nur wenige Schritte bis zu euerm Haus!“ Und er machte Anstalt, sie emporzuheben. Joseph kam ihm zuvor.

„Ich bin stärker als du, ich trage sie schon,“ sprach er rasch, „zuerst aber muß der Schuh herunter! — Setz dich da in den Schnee, Ini!“

Die Kleine tat so, und mit ungeschickter Hand, aber sanft und sorgsam löste er die Lederschnüre ihres Schuhes und zog ihn ihr vom Fuß. „Tut's gar weh?“ fragte er in einem, an dem wilden Knaben seltsamen, besorgten und leisen Tone.

„O nein, nun ist's schon besser,“ antwortete Ini. Sie hatte nur mit Mühe einen Schrei unterdrückt, als er das wunde Glied berührte, aber der Joseph sollte sehen, daß sie auch mutig sein könne, und da hatte sie die Hände geballt, und sich recht zusammengenommen, daß ihr kein Laut entschlüpfte. Nun hob er sie leicht wie eine Feder empor und schritt mit ihr heimwärts, während Anton den beinahe vergessenen Schuh aufhob und ihn den beiden nachtrug. Das Kind schlang die Arme um den Hals Josephs. Wie stark er war und wie gut! Nun hatte er ihr heute schon zweimal geholfen! Der Fuß tat ihr gar nicht mehr so weh, so sorgsam trug er sie. In überquellender Dankbarkeit und Be-

wunderung legte sie ihre zarte, kindliche Wange an die seine und fragte: „Bin ich denn nicht schwer?“

Er lachte auf. „Ha, ich könnte dich hinauftragen bis auf die Höhe, wo droben am Passe der See liegt, ohne dich einmal niederzusetzen, und ich würde nicht einmal müde dabei.“

„Wie stark du bist!“ rief sie voll kindlich gläubigen Erstaunens bei seiner etwas gewagten Behauptung. Dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Wenn nur die Mutter nicht so sehr erschrickt, wenn ihr mich so ins Haus bringt.“

Sie waren inzwischen vor Frau Bergers Wohnung angelangt, und Anton öffnete die Haustüre.

Frau Christine hatte noch immer über ihrer Arbeit gesessen. Nach jenen Tränen war Ruhe über sie gekommen und sie hatte — in Gedanken bei dem fernen Gatten weilend, der, aus dem Gefängnisse entlassen, sich schämte, zu Weib und Kind zurückzukehren und nach Amerika geflohen war — an ihrem Nähzeug weitergearbeitet. Als sie draußen Schritte vernahm, öffnete sie die Stubentüre. Ein Angstruf entfloh ihren Lippen, als sie die etwas bleiche Ini auf Josephs Armen sah. Doch Ini rief fröhlich: „Hab' keine Angst, Mütterchen, ich bin nur auf dem glatten Schnee gefallen, und da tut mir der dumme Fuß ein wenig weh!“

Immer noch nicht beruhigt, wollte Frau Berger die Kleine von des Knaben Arm nehmen, als diese sich noch einmal nieder zu Joseph neigte nnd mit einem herzinnigen „Ich danke dir“ ihre roten, warmen Lippen auf seine Wange preßte. Dann wandte er sich ihrer Mutter zu, die sie in den Lehn-

stuhl setzte und den Strumpf vom Fuß entfernte, um die Verletzung zu untersuchen.

Anton sagte freundlich „gute Nacht" und entfernte sich; auch Joseph wandte sich mit einem Gutnachtgruß um, als ob er gehen wolle.

Frau Berger beugte sich über die Kleine, und als sie sah, daß der Fuß infolge unbedeutender Verstauchung nur wenig angeschwollen war, atmete sie erleichtert auf und erhob sich, um etwas frisches Wasser zum Ueberschlagen zu holen. Da stand der große blonde Knabe, der Joseph, noch immer unter der Tür und schaute sie mit ängstlichem Blicke an.

„Möchtest du noch etwas?" fragte sie freundlich.

„Der Fuß — — —" stotterte er, „— — er — — er ist doch nicht stark verletzt?"

„O nein, nur ein wenig angeschwollen, morgen kann die Ini doch wieder in die Schule gehen," war die Antwort.

Da leuchteten die blauen Augen in ihrem alten, frohen Schein, grüßend berührte Joseph seine Pelzkappe und war im nächsten Augenblicke durch die Haustüre verschwunden.

Draußen trafen die beiden Knaben wieder zusammen. Anton hatte Joseph vor dem Hause erwartet. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander hin. Dann fragte Anton plötzlich, und ein leiser Aerger lag in seinem Ton: „Warum hast denn du die Ini tragen wollen, ich hätte es doch auch gekonnt?"

„Weil ich wollte, trug ich sie," klang es nicht sehr liebenswürdig zurück; dann aber veränderte sich

plötzlich Josephs Stimme und er sagte in seltsam ernster Weise: „Sei nicht böse, Toni, laß uns lieber zusammenhalten, daß keiner mehr dem armen, kleinen Ding, der Ini, so weh tun kann, wie heute der Veri!“ Er streckte die Hand hin, und fest legte sich die Antons hinein.

Es war ein Bund, den sie schlossen, wie in ihren jugendlichen Herzen unter Pfarrer Osers Erziehung der Abscheu vor der Nörgelsucht der Menschen besonders gepflegt und gestärkt worden war, ein Bund, zu dem ein kindlich überspannter Sinn, die Ritterlichkeit ihrer Recht und Unrecht streng zu unterscheiden gewohnten Herzen sie antrieben, und sie ahnten zu der Stunde nicht, daß ihnen Gelegenheit gegeben würde in späterer Zeit, sich als Männer des Knabenwortes zu erinnern. — Vor Antons Vaterhaus trennten sie sich. Dieser ging hinauf und auch Joseph wandte sich seinerseits dem elterlichen Hause zu.

Fünftes Kapitel

Es war vier Tage später. Seit zwei Tagen und zwei Nächten schneite es unaufhörlich; graue Nebel hingen tief an den Bergen hinab, und daraus hervor wirbelten dicht, gleichmäßig, geräuschlos die weißen Flocken, als sollte alles Leben begraben werden unter schwerem, undurchdringlichem Leichentuche. — Wieder neigte sich der Abend herab auf das Dorf, und noch immer rieselten die weißen Gebilde hernieder, aber nicht mehr in ruhigem Spiele, sondern

in wildem, irrem Tanze, getrieben vom eisigen Hauche des Nordwindes, der vor einigen Stunden zu blasen angefangen. Zum Sturme schwoll er manchmal an, hob den leichten Schnee von der Erde und wirbelte ihn in Säulen hoch empor, ihn vereinigend mit den neuen, unaufhörlich herabschwirrenden Flocken. — Durch die Gassen des Dorfes pfiff es in eisiger Flucht, warf sich an die Häusermauern, schichtete sich auf, höher und höher, und verdunkelte die kleinen Fensterscheiben.

Im Ehrlerschen Hause herrschte eine fremde, bange Stille. Der alte Ehrler hatte vor drei Tagen in der Frühe mit fünf Pferden und ebensovielen Schlitten den beabsichtigten Transport unternommen, begleitet von drei bewährten, starken Knechten. Sie gedachten in dem Dorfe jenseits des Berges, wohin die Waren zur Weiterbeförderung bestimmt waren, neue Ladung für den Rückweg einzunehmen, und Ehrler hatte versprochen, seine Frau wissen zu lassen, wann er die Rückfahrt antreten werde. Teils um den Pferden die nötige Ruhe vor der Heimreise zu gönnen, teils abgehalten durch Geschäfte, hatte er erst am gestrigen Tage telegraphiert, daß sie am folgenden Morgen sich auf den Heimweg machen würden. Man hatte die Depesche der Frau Marianne Ehrler erst nach Schluß des Telegraphenbureaus gebracht, und als sie am andern Morgen ihren Mann auf gleichem Wege von der Ungunst der Witterung in Kenntnis setzen wollte, hatte die Schneelast in der Nacht die Drähte zerrissen und der Verkehr wurde auf Tage unterbrochen.

‚Offenbar mußte das Wetter auf der andern

Seite des Berges besser sein, sonst hätte Ehrler nicht ans Heimkommen gedacht; er kannte ja zur Genüge die Gefahren des Gebirges, um sie nicht leichtsinnig herauszufordern,' so dachte Frau Marianne, die in tiefer Unruhe von Zeit zu Zeit ans Fenster ihres Wohnzimmers trat, von dem man ein Stück Straße überblicken konnte. Zuweilen ging sie auch hinunter vor die Haustüre, um zu horchen, ob nicht das Geschell der Pferde sich vernehmen lasse. Doch um die Fenster wehte der Wind immer dichter die Schneeflocken, und bald sah man nicht mehr durch den weißen Schleier, und wenn die geängstigte Frau vor die Haustüre trat, so hallte wohl das Heulen des Windes an ihr Ohr, dazwischen hinein aber nimmer der ersehnte Glockenton der Schlittengeschirre. Frau Mariannens Unruhe wuchs mit der zunehmenden Dunkelheit. Joseph war aus der Schule heimgekommen und hatte zuerst lächelnd der Mutter Sorgen zu zerstreuen gesucht. Er vertraute so fest auf die riesige Kraft des Vaters, auf seine Kenntnis des Weges und den Umstand, daß er ja schon oft im Unwetter vom Berge niedergestiegen, als daß er sich ernste Gedanken über dessen Fernbleiben machte. „Vielleicht," meinte er, zu Frau Ehrler gewandt, „ist der Vater gar nicht drüben weggegangen und konnte uns nur nicht mehr Nachricht senden, ebensowenig wie wir ihm!"

Ungläubig schüttelte seine Mutter den Kopf. Sie hatte eine Arbeit zur Hand genommen und sich an ihr Nähtischchen ans Fenster gesetzt; die kleine Anna saß zu ihren Füßen und lehnte furchtsam den blonden Kopf an ihre Knie. Joseph stand

drüben am Ofen. Er schaute mit sonderbarem Ausdrucke vor sich hin, die Angst der Mutter schien ihn jetzt doch selber ängstlich zu machen, nur wollte er sich nichts merken lassen, um jene nicht noch mehr zu beunruhigen.

„Vielleicht," begann er wieder, „sind sie oben im Schirmhaus auf dem Hospiz geblieben und warten besseres Wetter ab. — Hab' doch keine Angst, Mutter, sicher geht der Vater nicht in Gefahr, wenn er nicht weiß, daß er sie überwinden kann!"

„Gott gebe es, daß sie oben geblieben sind," seufzte Frau Ehrler tief auf.

Dann war es eine Weile totenstill im Zimmer, nur die Schwarzwälderuhr an der Wand ging ruhig ihren Gang, draußen klang des Sturmwinds Lied mit ungeschwächter Macht, und die Schatten der Nacht senkten sich tiefer und tiefer. Der Knabe am Ofen schaute auf die besorgte Mutter, welche die Arbeit wieder weggelegt hatte und, die Hände auf dem Nähtisch gefaltet, stumm vor sich niedersah. — Jetzt wehte eine neue Welle von Schnee und Eis gegen die Fenster, daß sie klirrten.

„Wenn sie jetzt in den Wildenen wären," sagte plötzlich Joseph. Seine Stimme klang gepreßt, und er war blaß geworden.

„Barmherziger Gott, in den Wildenen in solcher Nacht," schrie Frau Marianne auf, „sie kämen nimmer hindurch mit den Pferden, und die, ich weiß es, ließe der Vater nimmer zurück!"

Die Wildenen nannten die Dorfbewohner eine schaurige Felspartie, die etwa eine halbe Stunde

oberhalb des Dorfes ihren Anfang nahm. An himmelhohen Felswänden zog sich die Straße hin; schwarz und senkrecht stiegen sie auf zur Rechten und schwarz und senkrecht fielen sie zur Linken ab nach dem Flusse hin, der von der Paßhöhe herunterkam. Ein Tal der Schrecken mochten es diejenigen nennen, die bei grimmem Unwetter es zu durchziehen hatten, wann durch die auf beiden Seiten zusammentretenden, nur dem Fluß und der Straße Raum lassenden Berge der Sturmwind raste. Grimmig fing er sich am harten Gestein, um, abprallend, alles zu gefährden, was auf der Straße sich bewegte. Und nun erst, wenn es schneite, wenn das Auge des einsamen Wanderers geblendet wurde, wenn der Atem ihm verging im tollen Tanze der eisigen Flocken — wie leicht war da ein Fehltritt getan, der ihn in den grausen Abgrund hinabstürzte. Und diese Wildenen aufwärts zu durchschreiten, das war ein Weg von einer Stunde bei normalem Wetter, wie erst bei ungünstigem!

Frau Ehrler hatte sich zitternd erhoben und ging im Zimmer auf und nieder. Joseph schlang den Arm um sie, wie um sie zu trösten, und eine Zeitlang wanderten sie beide ruhelos hin und her, bangend um das Leben des fernen Gatten und Vaters und seiner Begleiter. Die kleine Anna weinte leise vor sich hin. — Da ging unten die Haustüre. — Schritte wurden laut — müde, wankende Schritte. — Sie kamen die Holztreppe herauf — langsam, wie die eines tief Erschöpften. — Jetzt ging die Tür des Wohnzimmers auf.

Die drinnen hatten in atemloser Erwartung ge-

lauscht. Der Eintretende war ein Mann. Sein Bart, der ihm lang auf die Brust niederfiel, war voll Eis und so sein Haar, seine ganze Kleidung weiß, wie aus Schneeflocken gewoben, sein Gesicht todesblaß, und auf der Stirn standen ihm, trotz der Kälte, die Schweißtropfen.

„Heinrich, du, und allein," rief ihm Frau Ehrler entgegen, „wo sind die andern — sprich, Mann, um Gottes willen, wo sind die andern — wo ist mein Mann?"

Der Angekommene, einer der Knechte, die Ehrler begleitet hatten, war auf den nächsten Stuhl gesunken, keuchend ging sein Atem, und er versuchte, einen Augenblick umsonst, zu reden. In unsagbarer Angst schüttelte ihn Frau Ehrler. Joseph war schnell entschlossen ins Nebenzimmer gegangen und kehrte mit einer Flasche Branntwein und einem Glase zurück. Er goß das Glas voll und reichte es dem Erschöpften, dessen Kraft einigermaßen zurückkehrte nach dem Genusse des starken Getränkes.

„Das war ein Weg!" stieß er hervor, „ich glaubte nicht, daß ich das Dorf erreichen würde!"

„Wo habt Ihr die andern gelassen?" rief wieder und dringender Frau Ehrler.

Da begann er zu erzählen: „Das Wetter war schön, als wir heute früh drüben wegfuhren, schön bis gegen die Paßhöhe. — Da kamen die Nebel, dichter und immer dichter, und es begann zu schneien. — Im Schirmhause machten wir halt; es war etwa acht Uhr. Nach zwei Stunden begannen wir talwärts zu fahren, langsam, denn der Schnee lag meterhoch und die Pferde sanken ein. Aber der

Meister meinte lachend, wir würden wohl hinunterkommen mit dem ganzen langen Tag vor uns, und wenn es auch stärker und stärker schneite, so waren wir doch mit ihm einverstanden und folgten ihm ruhig. Da, beim zweiten Schirmhause weiter unten, fiel das eine Pferd und verletzte sich beim Fallen. Wir mußten die Ladung im Schirmhause bergen und Schlitten und Tier dabei, denn das letztere konnte nicht weiter. Darüber verging eine Stunde, und je tiefer wir kamen, desto heftiger machte sich der Nordwind geltend, der uns den Schnee ins Gesicht peitschte. Um zwölf Uhr erreichten wir die Wildenen und machten, geschützt von dem Felsen des ‚Wilden Jochs‘, einen Augenblick halt, um die Pferde zu füttern und selbst einen Imbiß zu uns zu nehmen. Nach einer halben Stunde zogen wir weiter; aber immer tiefer lag der Nebel, und immer ungangbarer wurde der Weg. Und dann kam der Sturm! — Herrgott! War das eine Jagd! Uns verging der Atem — und — da — da brach es oben los! — Weiß Gott, wie's bei der Kälte dazu kommen konnte. — Gerade über uns — in einem Augenblick, da wir steckenblieben, fing es an zu donnern und zu krachen. — Der Sturm hatte eine Staublawine gelöst. — Wir drücken die Pferde und uns fest an den Felsen, der etwas überhängt, und — Gott sei Dank — der Schnee nimmt einen andern Weg, und etwa hundert Schritte hinter uns schichtet er sich auf über der Straße, so hoch, daß kein Mensch die nächsten vierzehn Tage dort hinüber wird gehen können, und wenn wir alle im Dorf daran arbeiten würden, die Straße frei zu bekommen. — Wie das toste und

brauste — uns verging Hören und Sehen! — Und als dann die Luft wieder so klar geworden, daß man umherschauen konnte, da war des Meisters Schlitten verschwunden, der der hinterste gewesen. Der ungeheure Luftdruck hatte ihn noch ergriffen und über den Abgrund geworfen. Wir sahen nichts mehr von Schlitten, Pferd und Ware!"

Frau Ehrler ließ sich tief erschöpft auf einen Stuhl nieder, und Joseph verbiß mit Mühe die Tränen der Angst, die ihm in die Augen treten wollten.

„Um Gott, kommt zur Sache! Wo sind die andern? Vielleicht ist noch Rettung möglich," rief die angstgepeinigte Frau.

Wie unfähig, seine Gedanken von der genauen Folge der schrecklichen Bilder abzubringen, fuhr der alte Mann in seiner Erzählung weiter, ohne ihrer Ungeduld zu achten und die Frage zu beantworten:

„Der Meister lag drüben, hart am Abgrund, wo ein gebrochener Fels tief im Boden wurzelt. Der war seine Rettung, er hatte ihn vor dem Absturz geschützt. Aber die Kraft der Lawine hatte ihn so hart gegen den Stein geschleudert, daß er besinnungslos war, auch blutete er heftig am Kopfe und konnte nicht gehen, als er aus der Betäubung erwachte. Wir haben ihn und die Pferde und Schlitten in die große Lawinengalerie gebracht. Dort sind sie alle geblieben, nur mich haben sie geschickt, Leute zu holen. Der Weg, den man sonst in einer schwachen Stunde geht, hat mich drei Stunden gekostet, denn hinter jedem Felsen mußte ich haltmachen, um zu atmen und neue Kraft zu schöpfen. — In dieser Nacht in

die Wildenen zurückzukehren, ist Gott versucht! Wir können den drei Männern keine Hilfe bringen; und in dem Frost eine Nacht in der Galerie ..." überwältigt von der Anstrengung und dem Eindruck, den die überstandenen Schrecken auf ihn gemacht, hielt der schon lange Jahre im Dienste Ehrlers stehende alte Mann inne und neigte, vollständig entnervt, seinen Kopf in die Hände.

Mit Frau Ehrler war eine gänzliche Umwandlung vorgegangen. Nachdem sie endlich über den Verbleib ihres Mannes im klaren war, entschlüpfte keine Klage mehr ihren Lippen, ein Zug von Entschlossenheit lag um ihren Mund, und mit Umsicht traf sie ihre Anstalten zur Rettung der Eingeschneiten.

„Wir müssen ihnen Hilfe bringen und wenn ich selber mit hinaus müßte!" rief sie aus und schien zu wachsen mit der Größe ihrer Aufgabe. Joseph, rufe die Nachbarn zusammen, ich will die Knechte suchen!"

Es hatte ihrer Weisung nicht mehr bedurft. Schon nach den letzten Worten des Knechtes hatte der Knabe seine Mütze tief in den Kopf gedrückt und war hinausgestürzt. In wilder Hast eilte er in die nächsten Häuser, und in kurzer Zeit standen unten an der Straße zwölf handfeste Männer mit Schaufeln und Laternen, bereit, den gefährlichen Weg zu wagen.

Joseph war wieder ins Haus zurückgeeilt. Jetzt hörte man ihn droben in seiner Kammer hantieren, und im nächsten Augenblicke kam er ebenfalls mit einer brennenden Laterne die Treppe herunter.

Frau Ehrler stand unter der Haustüre und schaute

der Männerschar nach, die im Nebel verschwand. Da huschte der Knabe an ihr vorbei.

„Ade, Mutter!“ rief er im Davoneilen.

„Joseph, bleib hier, toller Bub, wohin willst du?“ rief sie ihm nach.

„Hab keine Angst, Mutter, ich muß mit,“ klang es noch zurück, dann war er verschwunden. Das Herz mit einer neuen Sorge beschwert, trat Frau Ehrler ins Haus zurück.

Joseph hatte bald die Männer erreicht, unter denen er zu seinem Erstaunen auch Pfarrer Oser fand.

Der Geistliche schreckte nie vor einer Gefahr zurück, und er hielt es für seine Pflicht, kaum hatte er von den Verunglückten gehört, zu deren Rettung aufzubrechen. Als er des Knaben ansichtig wurde, suchte er ihn mit ernsten Worten zur Rückkehr zu bewegen:

„Du wirst den Weg nicht machen können, und wenn du müde zurückbleibst, so hinderst du nur die Rettung deines Vaters und schiebst sie auf! Und deine Mutter wird sich um dich ängstigen, denn sicher hat sie dich nicht willig gehen lassen!“

Aber aus den blauen Augen traf ihn ein so flehender Blick, und des Knaben Stimme klang so fest und zuversichtlich, als er sagte: „Laßt mich mit, Hochwürden, ich werde nicht müde, und die Mutter wird sich schon trösten!“

Da drang er nicht weiter in ihn, sondern bedeutete ihn nur, sich an seiner Seite zu halten.

So stiegen sie schweigend aufwärts, Schritt um Schritt auf dem Wege dem Unwetter abkämpfend.

Bis an die Hüften sanken sie manchmal ein. In ihrem Rücken heulte der Sturm und peitschte ihnen den eisigen Schneestaub ins Genick. Jetzt waren die Wildenen erreicht, und jetzt kam das schwerste Stück. Von rechts, von links, von hinten, von vorn rasten die frostigen Flocken auf sie ein, als hätte der König der Berge alle seine bösen Geister losgelassen, die armen Menschlein zu verderben, die tollkühn genug waren, sich in seine mächtige Nähe zu wagen. Die Laternen gaben nur spärlichen Schein, und der Aufstieg wurde immer mühsamer und gefährlicher. Doch weiter und weiter rückten sie vor. — Jetzt war die erste, kleinere Lawinengalerie erreicht, eine neue Windung der Straße, dann war die zweite errungen, wo die Eingeschneiten sich befanden. Einen kurzen Halt gönnten sie sich, und Pfarrer Oser näherte sich Joseph, der stumm an der Mauer lehnte. Der Knabe beachtete ihn nicht, seine Brust arbeitete krampfhaft, aber seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und zwischen seinen Augen lag dieselbe Falte, die dem alten Ehrler den Ausdruck von Unbeugsamkeit verlieh.

„Bist du müde, Joseph?" fragte Pfarrer Oser.

„Nein, nein! Wann gehen wir weiter?" war die hastig hervorgestoßene, alle Unruhe um den Vater verratende Antwort.

„Gleich jetzt," gab der Geistliche zurück; und aufs neue machten sie sich auf, allen voran der Knabe mit seinem Lichte.

Der Teil des Weges war kurz, aber hart, denn ungeheure Massen Schnee lagen in der Krümmung aufgetürmt, die die Straße hier machte. Da endlich

tauchte die Mauer der großen Galerie auf. Jetzt war sie erreicht und dort — dort standen die Schlitten und die vier ausgespannten, nur spärlich bedeckten Pferde, die sich der Kälte halber eng zusammengedrängt hatten. Daneben auch die beiden Knechte in Decken gehüllt, und dort auf dem Boden — die lange Gestalt, sorgfältig auf Decken gebettet, den nur notdürftig verbundenen Kopf auf einem gefüllten Sacke, die Augen geschlossen, das Gesicht aschfahl — dort lag der alte Ehrler. In einem Augenblicke kniete der Knabe neben ihm. Da schlug er die Augen auf und sah sich fröstelnd um.

„Joseph, du hier, Bub?“ flüsterte er, und die ungewohnte Wärme, die in seinem Tone lag, machte des Knaben Herz höher schlagen.

„Seid Ihr arg verletzt, Vater?“ fragte dieser voll tiefer Sorge.

„Nicht sehr, Bub,“ antwortete Ehrler, „wenn das Bein nicht wäre, so möchte ich schon den Weg selbst gehen können; — so aber“ — und seine Stimme nahm, indem er sich zu den andern wandte, wieder den rauhen Klang an, nur gemildert durch die tiefe Erschöpfung, die sich darin kundgab — „so aber müßt ihr sehen, wie ihr mich hinunterbringt!“

„Werden wir die Pferde mitnehmen?“ fragte einer der Knechte.

„Natürlich,“ gab der Kranke zurück, „sollen wir sie hier erfrieren lassen? Die Schlitten mögen hierbleiben, die Pferde müssen mit!“

Indessen hatte Pfarrer Ofer sich über ihn gebeugt und das Bein untersucht. „Es ist gebrochen,“ erklärte er, „wir müssen eine Tragbahre schaffen.“

Von dem einen Schlitten wurden nun die langen, starken Deichseln entfernt und mit zur Genüge vorhandenen Stricken durch zwei Querhölzer verbunden. Dann wurden Decken darübergespannt, so gut es in der Eile möglich war, und ebenfalls mit Schnüren an den Stangen befestigt. Sorgsam legten sie Ehrler darauf, betteten seinen Kopf ebenfalls auf Decken und brachten das gebrochene Bein in eine möglichst bequeme Lage. Zwei Männer griffen alsdann die also geschaffene Bahre auf, während vier andre die Pferde führten. Die übrigen, unter Führung Pfarrer Osers, gingen voraus und bahnten mit ihren Schaufeln so gut als möglich einen Weg für die folgenden. Joseph wich nicht von des Vaters Seite.

Langsam kamen sie vorwärts; aber allmählich ließ der Sturm nach, auch zu schneien hatte es aufgehört, und der Weg wurde leichter. Die Männer mußten oft mit dem Tragen Ehrlers abwechseln, der Mann war bei solchem Wege eine furchtbare Last. Auch für ihn war dieser Heimmarsch eine Pein. Das stoßweise Gehen der Träger ließ ihn mehr wie einmal laut aufstöhnen, und dann schrak jedesmal der Knabe an seiner Seite zusammen und legte wie zur Linderung seine kalte Hand auf des Vaters Stirne. Endlich — es mochte gegen Mitternacht sein — erreichten sie das Dorf und bald darauf das Haus Ehrlers.

Noch brannte Licht in der Wohnstube, und am Tische saß, den Kopf sorgenvoll in die Hände gestützt, Frau Marianne. Sie hatte es längst aufgegeben, nach den Ausgezogenen zu spähen und

die langen, bangen Stunden in stummem Gebete zugebracht. Als jetzt Geräusch vor dem Hause laut wurde, schrak sie auf. Das mußten sie sein! — Das war der langersehnte Ton der Pferdegeschelle — und jetzt klang auch Josephs Stimme deutlich zu der einsam wartenden Frau herauf. Einen Augenblick stand sie, die Hände auf die Brust gepreßt, der sich ein leises „Gott sei gelobt!" entrang; dann eilte sie hinunter.

Im Hausflur hatten die Träger die Bahre abgesetzt und schickten sich an, Ehrler mit ihren Armen hinaufzutragen, als Frau Marianne die Treppe herabgeeilt kam. Sie schlang die Arme um ihres Mannes Hals, und all die Angst, die sie seit dem Morgen gepeinigt, machte sich frei in dem Tränenstrome, der ihren Augen jetzt entquoll.

Ehrler wehrte ab: „Laß gut sein, Anni, wir sind ja jetzt wieder bei dir, ich und der Joseph, und froh sind wir, in die Wärme zu kommen nach diesem Teufelstanz, den wir mitgemacht haben!"

Nun trugen sie ihn hinauf auf sein Bett, und Frau Ehrler eilte ab und zu, den Männern Speise und Trank zu reichen nach der mühseligen Fahrt.

„Gib ihnen, was Küche und Keller hält, sie haben es reichlich verdient, und ohne sie hätten wir den Morgen nicht erlebt," hatte der alte Ehrler gesagt, und sie folgte ihm gerne. Jetzt schaute sie zu, wie die Männer sich's schmecken ließen, und lauschte, wie sie von ihrem schweren nächtlichen Weg erzählten, während ihr Mann in einen erquickenden Schlummer verfallen war, nachdem ihm Pfarrer Oser, der von Medizin viel verstand, das zum Glück

an leicht heilender Stelle gebrochene Bein eingerichtet und verbunden hatte, da im Dorfe kein Arzt war, den man hätte rufen können.

Joseph hatte sich in eine Ecke des Kanapees gesetzt und wehrte sich lange gegen den Schlaf, der ihn übermannen wollte. Er *wollte* nicht müde sein, aber die Anstrengung war doch zu groß gewesen für seine jungen, noch zu wenig zähen Glieder; langsam neigte sich sein Kopf gegen die Lehne, dann schlummerte er tief und fest. Frau Ehrlers Auge ruhte mit einem Ausdruck innigster Liebe auf dem Gesichte des schlafenden Knaben. Auch ihn hatte sie unten im Hausflur weinend umarmt, als sie vorhin angekommen waren. Da hatte er so froh zu ihr aufgesehen und gesagt: „Bist du mir böse, Mutter, daß ich dir fortlief?“ Und wortlos hatte sie sich zu ihm niedergebeugt und einen Kuß auf seine Stirne gedrückt.

Nach einer Weile brachen die Nachbarn auf. Jedem reichte Frau Ehrler voll tiefen Dankes die Hand. Als letzter schied Pfarrer Oser. Auch sein Blick war noch einmal voll aufrichtiger Bewunderung hinübergeflogen zu dem schlummernden Joseph, und er sagte zu Frau Ehrler:

„Ihr werdet einst stolz sein können auf Euern Sohn. Was der will, führt er durch.“

„Gott gebe, daß er diesen Willen stets auf Gutes setzt, Hochwürden,“ antwortete diese, indem sie ihn hinausgeleitete.

Nachdem die Männer fort waren und auch die Knechte sich zur Ruhe begeben hatten, weckte sie Joseph, der ganz erstaunt war, die Stube leer zu

finden, und sich selber zürnte, daß er nun dem Schlafe doch nachgegeben. Dann aber trennten sich die beiden mit einem herzlichen „Gute Nacht!" und bald lag stiller Friede über dem Hause.

Ehrlers Beinbruch erwies sich als durchaus leicht und war in drei Wochen so vollständig geheilt, daß er wieder allen Geschäften nachgehen konnte.

Sechstes Kapitel

Gleichförmig schlichen die Wintertage dahin. Im Dorfe ging alles seinen gewöhnlichen Gang; es war das eintönige Leben, wie es der Winter in den Bergen stets mit sich bringt. Bei schönem Wetter gingen die Erwachsenen ihren Arbeiten außer dem Hause nach, besorgten das „Reisten" des Holzes, das im Herbst gefällt worden war, und holten auf Handschlitten das Wildheu ein, das sie hoch an den Bergen im Sommer in Haufen zum Trocknen aufgeschichtet. Die beiden Fuhrhalter waren reichlich mit ihren Transporten beschäftigt. War das Wetter schlecht, so trafen die Dorfbewohner sich wohl in der Wirtsstube des „Goldenen Löwen", beschäftigten sich daheim mit im Hause notwendig gewordenen Arbeiten oder aber saßen, gemütlich ihre Pfeifchen schmauchend, in ihren Stuben am und auf dem Ofen, dieweil es draußen stürmte oder schneite. Die Kinder besuchten regelmäßig die Schule.

Anton und Joseph lebten mit einem wahren Feuereifer ihrem sich gegenseitig gegebenen Versprechen nach, die kleine Ini vor neckischen oder un-

artigen Worten der andern Kinder zu schützen, und die Kleine, kaum ahnend, gegen wen ihre beiden großen Beschützer sie verteidigen wollten, oder gar wohl gänzlich übersehend, welches Motiv dieselben stets an ihre Seite führte, ließ sich ihre Freundschaft gerne gefallen. Ihr Herz flog jedem entgegen, der es gut mit ihr meinte, und den beiden Freunden hatte sie ein besonderes Plätzchen darin gegeben, einmal, weil deren Ueberlegenheit in der Schule und Pfarrer Osers günstige Meinung über dieselben sie zu kindlicher Bewunderung hinriß, und dann, weil sie dankbar die Sorge empfand, die die beiden Knaben ihr zuteil werden ließen. Manchmal an Sonntagnachmittagen wanderten beide Knaben zu Frau Bergers Hütte in Begleitung ihrer beiden Schwestern, und dann wurde draußen gespielt, gescherzt und gelacht. Frau Berger liebte es, ihre Ini fröhlich zu sehen, sie verstand es, den Kindern unterhaltende Spiele zu weisen, eroberte sich aller Herzen im Sturme.

So kam Weihnachten heran. In der Kirche fand am heiligen Abend unter Pfarrer Osers Leitung und von ihm veranstaltet eine Christbaumfeier statt, verbunden mit einer Preisverteilung für die in der Schule fleißigsten Kinder. Jedes Kind sollte zwar mit einer kleinen Gabe beglückt werden, diejenigen aber, die sich in der Schule besonders hervorgetan, sollten an diesem Abend eine besondere Auszeichnung erhalten.

Feierlich klangen die Glocken, die zum kleinen Feste luden, durch die stille, klare Nacht. Von allen Seiten strömten die Bergbewohner herbei; selbst aus

den entlegensten Hütten waren sie hergekommen, und das kleine Gotteshaus faßte kaum die vielen kleinen und großen Menschen. Vorn am Altar war der Christbaum aufgestellt, eine hohe, schöne Tanne voll bunten Flitterzeugs und vielen schimmernden Kerzen.

In den vordersten Kirchenbänken befanden sich die Kinder, auf der einen Seite die Knaben, auf der andern die Mädchen, und als nun das Kirchlein sich gefüllt, bestieg Pfarrer Oser die Kanzel und redete in warmen, ergreifenden Worten zu der Festversammlung. Als er geschlossen, sang der kleine Kirchenchor ein Weihnachtslied; dann begann die Bescherung.

Eines nach dem andern, die kleinen zuerst, mußten die Kinder zum Baume treten, unter dem die einfachen Gaben ausgebreitet lagen. Strahlenden Auges, das kleine Geschenk fest an das freudig pochende Herzchen gedrückt, so traten sie jedesmal wieder an ihren Platz zurück. Wenn dann eines derjenigen am Baume stand, die sich in der Schule einen Preis erworben, dann legte ihm der Geistliche belobend seine Hand auf den Kopf und reichte ihm seine Gabe mit den jedesmaligen Worten: „Als Lohn deines Fleißes."

Eben jetzt trat Ini Berger zum Weihnachtsbaum. Leise Bewegung ging durch die Reihe der Anwesenden, als ihre Blicke auf das Kind fielen. Es trug ein einfaches weißes Kleid, das ihm die Mutter heute geschenkt, darauf fielen die vollen schwarzen Locken nieder. Ein wunderbarer Zauber lag über dem Mädchen, seine Wangen waren von der Erregung leicht gerötet, und die dunkeln Augen

spiegelten den Glanz der Kerzen wider. Auch sie erhielt einen Preis: und als sie, mit leisem Danke sich umwendend, an ihren Platz zurückging, da war unter der ganzen Versammlung wohl keiner, den ihr Liebreiz nicht ihr freundlich gestimmt hätte. Nur der Veri Haller in der Ecke drüben schnitt ein grimmiges Gesicht; denn er hatte keinen Preis zu erwarten und war neidisch auf alle andern, die glücklicher waren als er. Auch Joseph Ehrler und Anton Mattmann erhielten Preise, und Pfarrer Oser nannte sie öffentlich seine besten Schüler.

Als sämtliche Geschenke verteilt waren, wurde noch ein Lied gesungen, dann verlöschten allmählich die Kerzen am Tannenbaum, und die Leute verließen die Kirche.

Vor derselben traf Pfarrer Oser auf Kolumbus Mattmann und nahm ihn beiseite, ihn, nachdem sie sich begrüßt, anredend: „Es wird Zeit, lieber Mattmann, daran zu denken, daß Euer Junge der hiesigen Schule entwächst. Ihn jedoch jetzt schon von der Schulbank zu nehmen, wäre bei seinem Fleiße und seinen Kenntnissen, die nur noch der Festigung warten, eine Sünde. Ihr seid ein wohlhabender Mann, und der Anton wird Euch einst reichlich lohnen, was Ihr jetzt für ihn tut. Wie wär's, wenn wir ihn zu Anfang nächsten Jahres in die Klosterschule nach Stans brächten?"

„Nun, so gar gelehrt," meinte der andre, „braucht er mir für einen Wirt nicht zu werden. Was er für unser Fach braucht, das soll er sich im Auslande aneignen, die fremden Sprachen und — Schliff, Herr Pfarrer, Schliff muß ein Wirt

haben. Schicken wir ihn aber in die Klosterschule, so kommt er als Kopfhänger zurück, und das geht nicht bei uns!“

„Schon gut, schon gut,“ lächelte der Geistliche, „zum Reisen und In-die-Welt-Hinausziehen ist noch immer Zeit. Ein Jahr oder auch zwei in der Klosterschule würde dem Jungen nicht schaden, und die Freude, die Ihr ihm dadurch macht, nun, die fällt doch auch ein wenig ins Gewicht. Wißt Ihr denn überhaupt so bestimmt, daß Euer Anton das Zeug zum Wirte hat?“

„Nun — er wird doch nicht aus der Art schlagen wollen,“ sagte zögernd Mattmann — „doch das mit der Klosterschule, das kann ich mir ja überlegen. — Gute Nacht, Herr Pfarrer.“

Sie waren an der Tür des Pfarrhauses stehengeblieben und verabschiedeten sich nun.

Und Mattmann überlegte es sich. Nach einer Rücksprache mit seiner Gattin begab er sich eines Tages zu dem alten Ehrler. Er traf ihn in der Stube, beschäftigt, Rechnungen zu ordnen und in ein Buch einzutragen. Nach gegenseitigem Gruße begann er ohne viel Umschweife:

„Du, hör einmal, meine Frau und ich, wir sind übereingekommen, unsern Jungen ein Jahr oder zwei nach Stans auf die Klosterschule zu schicken. Der Pfarrer sagt, es wäre schade, ihn jetzt schon aus der Schule zu nehmen, und der Anton, der ist Feuer und Flamme für den Plan, bei den Kapuzinern weiterzulernen. Er meint aber, der Joseph müsse auch mit, und wie die beiden nun einmal unzertrennlich sind und dein Bub doch auch seinen

Mann gestellt hat in der Schule, so denke ich, wir können sie wohl zusammen hintun, nicht?"

Ehrlers Gesicht versprach nicht gerade viel Freundlichkeit dem ihm entwickelten Plane gegenüber. Er legte den Finger an die Nase, was stets seine Gewohnheit war, wenn er unwirsch war.

„So," sagte er gedehnt, „nach Stans — und da soll ich noch meine zwei Jahre hier sitzen und mich mit den verdammten Schreibereien allein herumplagen! Ich sollte doch denken, der Bub wäre lang genug hinter den Büchern gesessen und könnte nun anfangen, im Geschäft mitzuhelfen!"

„Im Geschäft helfen — das ist nun freilich ganz gut," sagte Mattmann, „da hätte ich den meinen wohl auch schon gern drin; aber zur jetzigen Zeit muß man schon mehr wissen, wenn man durch die Welt kommen will, und mehr lernen, als wie wir noch Kinder waren. Wer weiß, wo's die beiden Jungen noch mal hinschlägt. Für unsre Berge wüßten sie wohl genug, aber man kann nie sagen, was kommt, und das Wort ist gut, das der Pfarrer im Munde führt: ‚Was man in der Tasche trägt, das kann verloren gehen, doch was im Kopf sitzt, nimmt keiner weg!'"

„Marianne, komm heraus!" rief Ehrler statt aller weiteren Antwort ins Nebenzimmer hinein.

Als dann Frau Marianne kam und er ihr von Mattmanns Vorschlag gesprochen, da war sie mit ganzem Herzen dabei, und so kamen sie schließlich überein, daß die beiden Knaben zu Anfang des neuen Semesters auf die Klosterschule nach Stans sollten.

Sie waren beide gar wohl zufrieden, als sie von dem Plane der Eltern hörten, und wenn auch ein leises Wehgefühl sie bei dem Gedanken an den Tag, da sie zum ersten Male der Heimat den Rücken kehren würden, beschlich, so schauten sie ihm doch mit Spannung und froh entgegen. —

Und die Zeit verging schnell genug.

Es war am Vorabend ihrer Abreise. Sie waren bei Nachbarn und Freunden gewesen, um Abschied zu nehmen. Pfarrer Oser wollte sie selbst am folgenden Morgen auf die Schule bringen, und nun gingen sie noch hinaus zu Frau Berger, um auch ihr und Ini Ade zu sagen.

Sie fanden beide zusammen, Frau Berger an ihrer Arbeit sitzend und erzählend. Sie empfing sie mit gewohnter Freundlichkeit, sprach mit ihnen von dem neuen Schulleben, von ihrer Zukunft überhaupt, und Ini saß schweigend daneben, bis die Knaben aufbrachen.

„Nun, Ini, hast du denn deinen beiden guten Kameraden nichts mehr zu sagen?" fragte Frau Berger.

Da ging sie erst auf Anton zu nach scheuer Kinderart, legte ihre Hand in die seine und sagte schlicht: „Ich wünsche dir Glück!" — und als sie dann zu Joseph kam, da traten ihr plötzlich Tränen in die großen Augen, und mit halberstickter Stimme sprach sie: „Josi, gelt, ihr kommt bald wieder?"

Ihre Worte klangen so schlicht und herzlich, daß der Knabe plötzlich von Wehmut übermannt wurde. Von Anton gefolgt, wandte er sich rasch ab, denn die Tränen drängten sich ihm verräterisch in die

Augen, und der Joseph Ehrler war ein stolzer Bub, er wollte vor den Leuten nicht schwach sein.

Und am folgenden Morgen, als seine Mutter ihn zum Abschied küßte und herzliche Worte der Ermahnung an ihn richtete, da rollten die Tränen doch, nur ihr bemerkbar, ihm über die Wangen. Auf der Straße unten hielt er aber den Kopf wieder hoch, als er mit Pfarrer Oser und Anton im großen, zweispännigen Schlitten Platz nahm, den der Vater heute selber führte.

Die Pferde zogen an. Unter hellem Geklingel fuhr der Schlitten talwärts.

Siebentes Kapitel

Drei Monate waren verflossen seit der Abreise der beiden Knaben. Der Frühling hatte auch in den Bergen seinen Einzug gehalten, langsam die Sonne einen Sieg über die Schneemassen erkämpft. Dann war es grün geworden an den Hängen, und jetzt standen die Matten in buntem Blumenschmucke; Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenschein und in den Tannen, im Gestein, in der reinen, köstlichen Luft schmetterten, zwitscherten und jubelten die Vögel. Eine Reihe von lichtgesättigten, selten schönen Tagen brachte dieser Frühling dem stillen Bergdorfe.

Es war am Abend eines solchen, als ein einzelner Wanderer, vom Tale kommend, demselben sich näherte. Er trug schäbige, augenscheinlich durch Fußreisen stark mitgenommene Kleidung; über die Achseln hing ihm eine Ledertasche und in der Hand hielt

er einen starken, gewöhnlichen Stock mit gebogenem Griff, auf den er sich schwer im Vorwärtsschreiten stützte. Sein Gang verriet große Erschöpfung, seine mittelgroße Gestalt erschien, offenbar durch Krankheit, erschreckend abgemagert, und in seinem gelblich-blassen Gesicht lagen die Augen tief und trugen einen düstern Schein. Noch zeigte dasselbe edle, ja schöne Züge, aber eine grenzenlose Müdigkeit lag darüber ausgebreitet, und der bittere Zug um den Mund, den der schwarze, stark mit Grau vermischte Vollbart nicht ganz verdeckte, sagte zur Genüge, daß der Wandersmann nicht nur des eben beschrittenen Weges, sondern wohl auch noch eines andern, längern satt, übersatt sei.

Je näher er dem Dorfe kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Endlich hielt er ganz an und setzte sich auf einen Stein an der Straße. — Die wenigen Vorübergehenden achteten kaum des Dasitzenden, der, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hinzuträumen schien. — Zu träumen? — Bunte, bekannte Bilder schwebten an des Wanderers Seele vorüber. Er sah ein einst vielversprechendes Menschenleben, dessen Ende nicht gehalten, was sein Aufgang erwarten ließ. Er sah einen Jüngling, der, die Brust voll glühender Hoffnungen und Träume, den Ruhm im Sturm sich dienstbar machen zu können glaubte, er sah einen Mann, der die erste Stufe der Ruhmesleiter erstiegen, an seiner Seite ein liebendes Weib, ein süßes Kind, und dann weiter: — Die Hoffnungen starben — die Träume versanken — die Hand, die erhoben worden war, sie dem Genius des Lichtes zu reichen, hatte ein Dämon erfaßt, der

den Mann hinabführte zu den ewig nachtverhüllten Gefilden des Unglücks und der Sünde. — Das einst so blühende Weib an seiner Seite war abgehärmt und blaß, und die Augen des Kindes, seines Kindes, die dunkeln, ernsten Märchenaugen schauten ihn fremd und fragend an.

Und wieder ein Bild: Dunkle, hohe Mauern, düster und freudlos; feuchte Kerkerluft umgab jetzt den, der einst den Flug zu den Sternen glaubte wagen zu können, und ein Verworfener, ein Ausgestoßener, zergrübelte er sich das Hirn über das „Was nun" seines verfehlten Lebens. — Und dann kamen Reue und tiefe Sehnsucht nach dem leichtsinnig verscherzten Glück und dazwischenhinein einmal ein kleiner, schwacher Hoffnungsstrahl, als ob es doch noch einmal wiederkommen müßte.

Dann weiter: Jener Tag, da sich das Tor, das schwere, eiserne, für den Verbrecher öffnete und die Welt wieder vor ihm lag, weit — unendlich weit —, als ihm das Bewußtsein kam: „Nun bist du frei!" und damit ein gemischtes Gefühl von Seligkeit und Verzagtheit. Seligkeit, weil ihm der Versuch noch vergönnt war, gutzumachen, was er gefehlt, und Verzagtheit, weil mächtiger und ernster noch als früher das „Was nun" ihm in die Ohren klang.

Dann: Jene Zeit, da der Mann übers Meer nach einem fremden Lande zog, um dort sich eine neue Existenz zu begründen und als ein andrer Mensch sich zu betätigen, jene Zeit, da das Auge weit und breit nichts sah als Himmel und Wasser, da die Sonne purpurn in die Wogen versank dort

im Westen, das Herze sich betören ließ, sich neuem Hoffen ganz anheimzugeben!

Und weiter: Lange Jahre des Schaffens, dem der Erfolg versagt blieb — ein Weiterleben, ein Weiterschaffen und Weiterhoffen, und endlich eine Stunde, in der ihm die Erkenntnis kam, daß das Ziel nicht mehr fern sein werde — aber so ein ganz andres Ziel, als er erstrebt hatte!

Und nun endlich dies Heimwärtswandern, heim in mehr als einem Sinne des Wortes, heim mit dem Todeskeim in der Brust! —

Der Wanderer am Wege hüstelte leise, und der ihm dadurch auf der Brust ersichtlich erwachsende Schmerz schien ihn aus seinen Träumen zu wecken. — Er sah sich um. — Die Sonne war längst untergegangen und rasch brach nun die Nacht herein. — Welch milde Luft in diesen Bergen wehte! War das der Wind, der von den kalten Firnen kam? — Es mußte wohl sein; doch an den Alpenrosen an den Felsen oben, die sich bei seinem Hauche spielend neigten, hatte er sich wohl warm geküßt! Darum strich er so sanft um des müden Wanderers Wangen, darum war's, als ob er ein kaum hörbares Willkommen friedvoll und innig ihm zuraunen wollte! — Welch geheimnisvolle Ruhe ringsumher, welch tiefes Schweigen! Dem Manne, der, ein Flüchtling aus den Kämpfen des Lebens, aus dem Geräusche der Welt, hinaufkam in die Einsamkeit, erschien diese Stille wie eine grenzenlose Wohltat. Leise bewegten sich seine Lippen, und mit einem Seufzer, der seine Brust zu erleichtern schien, flüsterte er: „Hier muß gut sterben sein!" — Dann erhob er sich und schritt

langsam dem Dorfe zu und langsamer, fast scheu, durch die Häuserreihen hinab zur Kirche. —

Alexander Berger, denn er war der Wanderer, hatte, aus der Haft entlassen, sein Glück, wie so viele vor und nach ihm, in Amerika versuchen wollen. Mit ihm war eine gewaltige Umwandlung vorgegangen; aller Leichtsinn schien durch die Tage im Gefängnis gleichsam ausgemerzt zu sein; ihn beseelte neben einer tiefen Scham über die Vergangenheit der eine glühende Wunsch, die Scharte auszuwetzen, dereinst wieder zurückkehren zu dürfen zu Weib und Kind und sagen zu können: „Seht, ich bin ein andrer geworden! Laßt mich nun bei euch bleiben, vertraut mir wieder, ihr sollt es nimmer bereuen!“ — Er kannte den Aufenthaltsort seiner Frau und teilte ihr brieflich seinen Entschluß mit, in jenem Weltteil ein neues Leben zu beginnen. Wann es ihm geglückt sein werde, sich eine neue Existenz zu schaffen, dann wolle er wiederkommen und ihre Verzeihung erflehen! Er hatte keine Adresse angegeben, er gönne sich nicht das Glück, von seinen Lieben Nachricht zu erhalten, das wolle er alles erst wieder verdienen. — Und Frau Berger hätte ihm doch so gerne gesagt, daß sie ihm verzeihe, jetzt schon verzeihe!

Berger reiste ab, und all die Jahre her hatte er nichts mehr von sich hören lassen. — Was hätte er freilich nach Hause schreiben sollen? Voll Hoffnung war er drüben zu Land gegangen, voll ernsten Willens begann er zu arbeiten, aber er hatte kein Glück. Nichts wollte ihm gelingen. Ihm blieb stets nur so viel, sich mühsam durchs Leben zu schlagen. Manchmal wollte Verzweiflung ihn er-

fassen, aber er ermannte sich immer wieder und strebte fort — unermüdlich — ohne Murren; — in seinen alten Leichtsinn verfiel er nicht mehr. Da wurde er eines Tages krank, und viele Wochen lag er, zwischen Leben und Tod schwebend, in einem Spital. Und als er dann doch noch einmal vom Lager sich erhob und aus dem Spital entlassen wurde, da schüttelten die Aerzte die Köpfe und sagten ihm, daß seine Zeit bemessen, vielleicht ein Jahr, kaum zwei noch ihm vergönnt sein würden. Er fühlte es wohl, daß sie recht hatten, er fühlte den geheimen Feind, der in seinem Innern nagte, und er zuckte nicht bei der grausamen Kunde. Mit fieberhafter Hast begann er aufs neue zu schaffen. „Heim, nur heim," rief es in seinem Innern, „sterben bei Weib und Kind!" — Freilich beschlich ihn manchmal ein Verzagen. Würde seine Kraft noch ausreichen, und wenn sie reichte, konnte er seinen Lieben entgegentreten, da kein Erfolg errungen war, da er nichts ihnen brachte als den todkranken Leib, seine Liebe und sein Sehnen nach ihrer Verzeihung? Aber dann sah er im Geiste seines Weibes gütiges Antlitz, hörte ihre Stimme, die freundlich zu ihm sprach, und neuer Mut erfüllte seine Brust. — Und seine Kraft hielt aus. Er erwarb sich durch nimmer ermüdende Arbeit, selbst darbend, so viel, daß er sich ruhig auf den Heimweg machen durfte. — Es war ein langer Weg, und nur die Sehnsucht in seinem Innern hielt ihn aufrecht. — Nun war er da, und wieder drang jenes Verzagen auf ihn ein, die Frage: Wie werden sie dich empfangen? — Er hatte im Tale schon vernommen, daß seine Frau

noch im Orte wohne; nun wollte er erst in die Kirche gehen, ehe er ihr Häuschen, sie selbst aufsuchte. Er hatte beten gelernt, der Wanderer auf öden Lebenswegen.

Es war draußen ganz dunkel geworden, als er in die Kirche trat. Auch in dem kleinen Gotteshause herrschte dämmerndes Halbdunkel. Vorn am Altare brannte milde das ewige Licht und in der Mitte des Schiffes war ein einziger Leuchter angezündet; diese beiden erhellten dürftig den heiligen Raum.

Leise, zögernden Schrittes trat er hinein. Es war niemand da sonst. Er trat in die vorderste Bank und kniete nieder. Das Herz war ihm so voll, und er betete in tiefer Inbrunst:

„Herr, laß die Meinen sich nicht von mir wenden, wenn ich vor sie trete; laß einen Lichtstrahl deiner Sonne noch wenige Tage weilen auf meinem Lebenswege, ehe sie mir ganz versinkt!"

Und während er betete, kam eine große Ruhe über ihn. Er neigte sein Angesicht auf seine Hände. Ihn dürstete nach dieser Ruhe, und da er sie empfand, schwand alles andre darob. Er versenkte sich in das lautlose Schweigen, in dem so viel Trost für ihn lag. —

Er hatte es nicht gemerkt, daß die Türe sich neuerdings hinter ihm geöffnet hatte. Zwei kleine Mädchen waren eingetreten und in eine Bank auf der andern Seite gegangen. Es war Ini Berger und ihre Gespielin Luise Mattmann. Sie kamen eben von Pfarrer Oser und wollten vor dem Nachhausegehen noch ihr Abendgebet verrichten. Neu-

gierig sahen sie hinüber zu dem fremden Mann, der so tief in seine Andacht versunken zu sein schien. — Jetzt erhob er sich und wandte sich zum Hinausgehen. — Da sah er die beiden Kindergesichter mit dem Ausdruck berechtigter Neugier auf sich gerichtet. — Sah er beide? — Nein — dort — das eine mit den großen dunkeln Augen! War es ein Spiel der Phantasie oder — war es sein Kind — wirklich sein Kind? — Ihm flimmerte vor den Augen; fast unbewußt breitete er die Arme aus und — „Ini" flüsterten seine Lippen.

Die beiden Mädchen waren erschreckt aufgestanden und schickten sich zum Fortgehen an. Das war aber ein sonderbarer Mann — jetzt wankte er sogar — am Ende war er gar betrunken!

Schon hatten sie die Türe erreicht und das Freie. Da stand er plötzlich hinter ihnen. Er legte die Hand auf Inis Scheitel, die sich furchtsam von ihm loszumachen suchte. Seine Augen schauten so sonderbar in die ihren, als suche er etwas darin! — Aber er konnte doch nicht böse sein; sein Blick hatte etwas so Gutes und etwas so Trauriges, daß ihr junges Herz plötzlich von Mitleid erfüllt ward und sie zutraulich zu ihm aufsah.

Jetzt flüsterte er wieder selbstvergessen vor sich hin: „Ini!"

„Kennt Ihr mich denn?" fragte die Kleine.

Da leuchtete sein Gesicht. Sie war's — seine Ini! Es drängte ihn, sich niederzubeugen und sein Kind in die Arme zu nehmen, so fest, wie er es immer geträumt. Aber er bezwang sich und sagte: „Nein, aber ich habe einmal ein kleines Mädchen

gekannt, das hieß auch Ini und hatte gerade solch dunkle Augen wie du! Wohnst du hier im Dorf, kleine Ini?"

„Ja, meine Mutter und ich, wir wohnen nur wenige Schritte von hier in dem Hause dort am Ende des Dorfes; seht Ihr da drüben? Ihr seid wohl weither gekommen?" fügte sie mit einem Blick auf seine Kleidung hinzu, auf die der Schein eines Lichtes aus einem nahen Hause fiel.

„Ja, mein Kind, sehr weither, und es wird Zeit, daß ich mir eine Herberge suche! Du mußt wohl auch nach Hause jetzt?"

„Jawohl, gute Nacht," sagte Ini und wollte sich mit der dem Gespräche verwundert zuhörenden Luise entfernen.

Da rief er sie noch einmal zurück. „Willst du mir nicht deine Hand zum Abschied geben, Ini?" fragte er, und sie legte still und vertrauend die ihrige hinein.

Hierauf gingen die beiden Mädchen, und Berger schaute ihnen nach, bis sie zwischen den Häusern verschwanden.

Dann folgte er ihnen langsam auf dem ihm gewiesenen Wege und stand bald darauf vor der Hütte, die er nun als die Wohnstätte seiner Frau kannte. Er zögerte einzutreten. — Zur Rechten stand eine Scheune. Im Schatten derselben vermochte er in die Wohnstube hineinzusehen, wo eine Lampe brannte. Frau Berger saß vor ihrer Arbeit, und Ini neigte sich, eifrig sprechend, über sie. — Nun erzählte wohl das Kind der Mutter sein Zusammentreffen mit dem fremden Mann. — Ja, das

war seine Frau, seine arme, gequälte Frau! — Wie blaß sie war und wie abgehärmt! — Diese Falten auf ihrer Stirn — die hatte er verschuldet; daß ihre Augen glanzlos und ihre Wangen ohne Farbe, das war sein Werk.

Ein Gefühl gleich einer Ohnmacht umschlich ihn, und er lehnte sich, nach einer Stütze suchend, an die Wand der Scheune. — Eine Weile schaute er so regungslos hinüber nach dem kleinen Raum, der alles barg, was ihn noch an diese Erde fesselte. Dann richtete er sich auf und ging hinüber zur Haustüre.

Sein Herz klopfte stürmisch; es hämmerte in seinen Schläfen! — Da war sie wieder, die geheime Angst: Sie wird dich von sich weisen! Was willst du wieder ihren Weg verdunkeln mit deiner Schuld? sprach es in ihm, und wieder zögerte sein Fuß. — Jetzt hob sich seine Hand zaghaft zur Türklinke — jetzt drückte er auf — unhörbar fast knarrte die Tür in den Angeln — dann stand er drinnen, und sacht pochte sein Finger gegen die Zimmertüre.

„Herein!" klang es von innen.

Da ging er hinein.

Die Frau schaute ihn erstaunt an. Sie kannte ihn nicht, so hatte ihn die Krankheit entstellt.

„Christine!" — Wie ein zitternder, angstvoller Hauch kam es von seinem Munde.

Da kam Leben in die Gestalt vor ihm. Sie breitete die Arme aus, und wie ein Jubelton klang's ihm entgegen, so voll alles vergessender, alles vergebender Liebe: „Alexander!" —

Da drehte sich die Stube — die Lampe ver-

löschte — die zwei Gestalten vor ihm verschwanden — es flimmerte und tanzte vor seinen Augen — jetzt fühlte er zwei Arme um sich geschlungen, die hielten ihn fest, als wollten sie ihn nicht mehr lassen — die betteten ihn weich! — Ein seltsamer Traum! — unklar alles bis auf das eine — jenen Ruf „Alexander“, der ihm die Seele befreit von der Angst, die wie ein schwerer Druck darauf gelegen hatte! Wie süß, wie süß — so weiterzuträumen und nimmer, nimmer zu erwachen! —

Frau Berger hatte ihren Mann erkannt. In diesem Augenblicke war in ihrem Innern alles ausgelöscht, was er an ihr verschuldet. Sie hatte ihn wieder, und das war gut! Sie eilte auf ihn zu und schlang die Arme um ihn, da fühlte sie, wie er wankte. Er wäre gefallen, wenn sie ihn nicht gestützt hätte. Halb geleitete, halb trug sie ihn hinüber zum Sofa und bettete dort seinen Kopf in die Kissen. „Ini, Kind, hol Wasser, schnell! Ini, der Vater ist wieder da, der Vater!“ — Angst und Seligkeit bebten in dem Rufe!

Das Kind kehrte mit frischem Wasser zurück. Mit einem Tuche benetzte sie seine Stirn. Stockend — mühsam gingen seine Atemzüge. Verzweiflung wollte sie erfassen, sie kniete neben ihm nieder und flehte zu Gott in grenzenloser Angst. — Da — da schlug er die Augen auf. Seine abgemagerte Hand suchte die ihre, und als er sie fand, ging ein frohes Lächeln über seine Züge.

„Christine, vergib mir, vergib!“

Wortlos strich sie mit ihrer kühlen Hand über seine fieberheiße Stirn — liebkosend — sanft. Dann

sah sie hinüber zu Ini, die halbverschüchtert am Fenster stand und still die Gruppe am Sofa betrachtete. Sie winkte ihr her, und als sie an ihrer Seite war, sprach sie mit leise bebender Stimme: „Ini, sag du dem Vater, wie lieb wir ihn haben!"

Da schlang das Kind seine Arme um den Hals des Kranken, die feine Wange schmiegte sich eng an die seine, und weich und innig sprach es: „Am liebsten auf der ganzen Welt!"

„Mein Gott, ich danke dir," rang es sich aus der Brust des kranken Mannes, und in den Worten bebte ein mächtiges Glücksgefühl.

So saßen Mutter und Kind wohl eine Stunde lang an seinem Lager, bis er sich erholt hatte. Dann stand Frau Berger auf, um eine Stärkung für den Kranken und ein Nachtmahl für sie alle zu bereiten.

Als sie wieder in die Stube trat, saß Ini auf des Vaters Knien und horchte auf seine Schilderungen von Meer und fremder, ferner Welt und ihren Bewohnern, nur zuweilen ihn unterbrechend mit der Frage: „Und da warst du, das hast du alles gesehen, Vater?"

Dann aßen sie zu Nacht und wurden nicht müde, einander anzusehen, einander zuzulächeln. — In dem kleinen Raume war auf einmal helles Licht! — Und als sie aufstanden, um zur Ruhe zu gehen, da hieß Frau Berger Ini voraus ins gemeinschaftliche Schlafzimmer gehen und wandte sich ernst, aber die Augen voll Liebe zu ihrem Manne, ihm fest die Hand reichend: „Laß alles Vergangene vergessen sein, du Lieber, — sprich nie mehr davon! Bald wirst du wieder gesund sein, dann soll ein neues

Leben für uns beginnen, ein neues Wirken — für unser Kind!"

Ein flüchtiger Schatten glitt über sein Antlitz. Er wußte wohl, daß ihm nicht mehr vergönnt sein werde, lange bei den Seinen zu weilen, aber er wollte nicht, daß ein Mißton auf den heutigen Abend falle; so legte er stumm den Arm um ihre Gestalt und drückte sie fest an sich.

Nun kamen glückliche Tage. Ini und ihre Mutter lauschten den Erzählungen Bergers von all dem, was er gesehen und erlebt. Stundenlang saßen sie beisammen an warmen Sommertagen auf einer Bank vor dem Hause und hörten ihm zu oder schauten in stummem Glücke des Beisammenseins hinaus in das grüne Tal. Manchmal gesellte sich auch Pfarrer Oser zu ihnen. Ihn hatte Frau Berger am andern Morgen nach ihres Mannes Ankunft sofort benachrichtigt, und alle drei hatten dann einer langen Beratung gepflogen. Berger war außerstande, jetzt irgendeiner Arbeit sich zu widmen. Er bedurfte der sorgfältigsten Pflege, und so beschlossen sie, vorläufig in den Bergen zu bleiben.

Pfarrer Oser war sich sofort klar, daß für den Kranken keine Heilung zu erhoffen sei, jedoch wollte er nicht Frau Berger schon in diesen ersten Tagen die Freude an der Wiederkehr ihres Mannes, in der sie so sichtlich auflebte, verbittern. Er ließ den Arzt aus dem nächsten Dorfe kommen und hielt Frau Christine bei der von demselben vorgenommenen Untersuchung fern. Er selbst wohnte derselben bei und fand nur bestätigt, was er gefürchtet hatte. Der Arzt erklärte die eine Lunge schon so von der

Krankheit ergriffen, daß der Leidende das Jahr nicht mehr werde seinen Lauf vollenden sehen.

„Ich wußte es wohl," sagte Berger mit einem wehmütigen Lächeln, „und ich habe mich zum Abschied vorbereitet, obwohl es mir jetzt so schwer fällt, an einen solchen zu denken! — Die Kleine wird es bald überwinden," sprach er dann sinnend vor sich hin, „aber meine Frau? — Sie glaubt so fest daran, daß ich wieder gesund werde."

„Wünschen Sie, daß ich sie von dem Ergebnis meiner Untersuchung in Kenntnis setze?" fragte der Arzt.

„Nein," antwortete Berger rasch, „machen Sie ihr allgemeine Bemerkungen, wenn sie fragen sollte; sie auf das andre vorzubereiten überlassen Sie mir."

So waren die ersten Tage des Zusammenseins mit ihrem Manne der so lange einsam gewesenen Frau wolkenlos geblieben; nur manchmal beunruhigte sie ein besonders heftiger Hustenanfall des Leidenden oder die abends zuweilen auftretenden Fieber; doch hoffte sie durch treue Pflege alles das besiegen zu können. —

Eines sonnigen Nachmittags saßen Berger und seine Frau wieder auf der Bank vor dem Hause, während Ini in der Schule war. Frau Christine arbeitete wie immer, und dabei sprachen sie von allerlei ernsten Dingen, von des Sommers nahendem Ende, vom kommenden Herbst, der Zeit, da die Natur vom Lenzesjubel und Sonnenglück gesättigt, sich klaglos und still bereitet zum Sterben. Und plötzlich lenkte Berger das Gespräch auf der Menschen Kommen und Gehen, auf den Wechsel von Leben und Tod.

Er hatte ihre Hand erfaßt, so daß sie die Arbeit ruhen lassen mußte, und seine kranken Augen ruhten auf ihr mit einem Blick voll großer Liebe:

„Wie schön es ist, sterben zu können so mitten im Glück — umgeben von lauter Licht, hinauszuwandern aus der Welt, einzuschlummern und das Bild eines gesegneten Daseins festzuhalten in ewigem Traume!"

„Alter Schwärmer," versuchte sie ihm neckisch zu entgegnen, aber der neckische Ton wollte ihr nicht so recht gelingen. Er schaute so feierlich ernst auf sie nieder. „Warum vom Sterben reden, Lieber?" fügte sie darum hinzu, „wir wollen ja leben und glücklich sein!"

„Und wenn wir uns nun doch an den Gedanken gewöhnen müßten, uns bald wieder zu trennen, Christine?"

Ihre Hand zitterte leise in der seinen und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sprich nicht so, du tust mir weh," sagte sie.

Da legte er innig den Arm um sie und sprach: „Der Sommer wird gehen, meine Frau, die Blätter werden fallen, und wenn der Winter ins Land kommt, werde ich nicht mehr bei euch sein! — Sei nicht traurig, gräme dich nicht allzusehr. Du hast ja Ini, und ich gehe nun so gern zur Ruhe, da ich bei euch sein kann, bis der dort über den Wolken mich ruft, und da du — mir verziehen . . ." Ein heftiger Hustenanfall schnitt seine Worte ab, und als er sich erholt hatte, saßen sie eine Weile still nebeneinander, Hand in Hand.

Frau Berger versuchte nicht mehr, ihm zu wider-

sprechen. Plötzlich — erschreckend klar war das Bewußtsein über sie gekommen, daß er recht hatte. Sie war blind gewesen, sie wußte es jetzt, daß sie in seinem blassen Antlitz umsonst nach etwas suchte, das seine Worte Lügen strafen könnte, und das Herz krampfte sich in ihr zusammen. Dennoch blieb sie standhaft und sagte endlich, indem sie ihm das Haar aus der feuchten Stirn strich: „Laß uns hoffen! — Kein Arzt kann wissen, was der Herr beschließt, und will er heilen, so steht es ja in seiner Macht. Warum sollte er dich uns nicht lassen, da wir dich so notwendig haben, ich und Ini."

Er neigte sich herab zu ihr und küßte sanft ihre Stirn. Dann gingen sie zusammen ins Haus.

Und die Tage vergingen. Rasch wie die Wellen des Baches, der unweit des Hüttchens vorüberrauschte, zogen sie vorbei. — Berger nahm geduldig Arznei um Arznei, wie sie der Arzt verschrieb. In seine traurigen Augen war ein Schein stiller Zufriedenheit gekommen. Seine Frau und Ini taten ihm zuliebe, was sie ihm an den Augen absehen konnten. — Tränen verdunkelten oft seinen Blick, wenn er sah, wie treu und selbstlos sie um ihn walteten.

Solange der Sommer weilte, hielt er sich aufrecht. Die goldigen Strahlen schienen das Leben in dem siechen Körper bannen zu können. — Stundenlang saß er und schaute verklärten Angesichts hinein in das Meer von Glanz und Licht.

Dann kam der Herbst. Blasser ward die Sonne — die Blätter fielen — ein Klang ging durch die Welt, der zum Scheiden rief. — Der Kranke konnte

selten mehr hinaus ins Freie, die Luft war zu kühl. Er saß jetzt am Fenster und wachte über dem großen Sterben, das durch die Fluren ging. Es war, als ob seine Seele daran hinge; immer und immer wieder flackerte das Lebensflämmchen auf.

Da kamen graue Nebel, und eines Tages — er saß wieder im Lehnstuhl am Fenster im wohlgeheizten Stübchen — begann es aus den Nebeln zu quellen — leise — träumerisch — in weißen, dichten Flocken. Das stille Rauschen wirkte einschläfernd; — erst färbten sich die dunkeln Tannen drüben weiß, dann legte sich der Schleier über Matten und Wege, und endlich schwirrten, von einem Windhauch getrieben, die Flocken verdunkelnd auch gegen die Fensterscheiben.

Ini war eben aus der Schule gekommen und rief fröhlich zur Türe herein: „Vater, Mutter, der Winter kommt; ich bin schon ganz weiß von Schneeflocken geworden!"

„Der Winter kommt," flüsterte der Mann am Fenster vor sich hin. Dann, plötzlich, richtete er sich mehr auf, wie um zu lauschen. Zitternd — schwach — wie lispelndes Gebet drang der Ton des Aveglöckleins von der Kirche herüber durch das Schneegestöber.

„Mutter, Ini!" rief der Kranke plötzlich laut und fuhr, als beide an seine Seite eilten, leiser fort: „Wie dunkel es auf einmal wird! — Kommt näher her zu mir — noch näher — so — ganz nah!"

Sie knieten bei ihm nieder — wortlos — tief ergriffen, und er legte die Hände auf sie und sprach

mit einer Stimme, in der alle Liebe, alle Dankbarkeit noch einmal zum Ausbruch kam: „Möge Gott euch segnen!"

Dann sank er zurück und war tot.

„Wenn der Winter ins Land kommt, werde ich nicht mehr bei euch sein!" Sein Wort war wahr geworden, er war hinausgegangen mit den letzten Boten des Herbstes, und die ersten Schneeflocken woben ihm das Leichentuch. — —

„Nun sind wir wieder allein, mein armes Kind," hauchte Frau Berger ihrem Töchterchen zu, als sie in tränenlosem Leid es an sich drückte. Und die Kleine, welcher der Mutter starres Weh das eigne beinahe vergessen machte, schlug die großen Augen zu ihr auf und bat mit halberstickter Stimme: „O Mütti, Mütti, nicht so furchtbar traurig sein! — Ich will dich noch tausendmal lieber haben als bisher, ich will so gut sein, dich nimmer böse machen, aber schaue nicht mehr so! — Wenn du so mich ansiehst, dann meine ich, du gingest auch noch von mir, und dann wäre ich noch viel mehr allein!" —

Da faßte sie sich; die Stimme des Kindes verriet eine herzzerreißende Angst und erinnerte sie an ihre Pflicht. Was sie schon einmal aufrechtgehalten in dunkler Zeit, das wurde auch jetzt wieder zum Stab, an dem sie sich mühsam aufrichtete, der Gedanke: „Noch bleibt dir dein Kind!" — Sanft umfaßte sie den teuern Toten und trug ihn, ohne zu wanken, ach, eine so leichte Last, hinüber auf sein Bett. Dann setzte sie sich daran nieder und sandte Ini, Pfarrer Oser zu rufen.

Als dieser mit dem Mädchen kam, saß sie noch

immer am Bett, den Blick auf den geliebten Toten gerichtet, um dessen Lippen noch das „Möge euch Gott segnen!“ zu schweben schien, sein letztes Wort, das Weib und Kind gegolten.

Nach zwei Tagen trugen sie ihn hinaus auf den stillen Friedhof. Nur wenige Menschen folgten dem schmucklosen Sarge. Es hatten ihn ja nur wenige näher gekannt. Aber ehe man ihn hinabsenkte in die Erde, sprach Pfarrer Oser tief ergreifende Worte, und kein Auge blieb trocken, als er, selbst mächtig bewegt, schloß mit der Mahnung: „Und alle, die ihr da wandert, wie er gewandert ist, sorget, daß ihr nicht irre gehet und daß euer Ausgang sei, wie der seine es war — ein selig Enteilen dem Lichte zu!“ —

Im Dorfe sprach man wohl ein paar Tage von dem Abenteurer, dem Manne der Frau Berger draußen am Dorfende und frischte wohlgefällig die Erinnerung daran auf, daß er einmal im Zuchthaus gesessen, weil bei dieser Erinnerung man sich sagen konnte, daß man so gar viel besser sei. Dann schwiegen diese Gespräche wieder, und niemand kümmerte sich mehr um den müden Wandersmann, der in der abgeschiedenen Stille der Berge die ersehnte Ruhe gefunden, niemand als die drei Menschen, die ihm nahegestanden, seine Frau, sein Kind und Pfarrer Oser.

Frau Berger überwand schwer den Verlust; aber die Zeit, die mächtige Trösterin, ließ auch ihre Wunde sich schließen, und Zufriedenheit zog wieder in ihr Herz, da die Jahre vergingen, da sie Ini zur blühenden Jungfrau heranwachsen sah und in ihr

eine liebe und treue Stütze fand. — Mit sorgender Hand pflegte diese das Grab ihres Vaters. In den kurzen Sommermonaten verwandelte sie es in einen Blumengarten. Neben den zarten Blüten des Tales, neben Veilchen und Vergißmeinnicht blühten Alpenrosen und Edelweiß, und darüber hin strich der Wind, neugierig lauschend, was die Blumen einander erzählen von dem Manne, dem zu Ehren sie blühten, wie sie flüsterten von menschlichem Hoffen und Irren und von der Königin der Menschenherzen, die Liebe, die alles erduldet und alles vergibt, von der auf dem einfachen Kreuze des Toten stand: „Die Liebe aber höret nimmer auf!"

Achtes Kapitel

Jahr hatte sich an Jahr gereiht. Das Kreuz auf Bergers Grab war verwittert; Winterstürme hatten die Schrift ausgelöscht, der Blumenschmuck auf dem Hügel jedoch erstand immer wieder neu. Während die übrigen Gräber nach zehn Jahren kaum mehr besucht wurden und sie zu schmücken man wohl viel früher schon vergaß, wies Bergers Ruhestätte auch nach dieser langen Zeit noch ebensoviele Zeichen liebender Erinnerung auf wie in jenen ersten Tagen, da man einen müden Mann hineingebettet.

Ja, zehn lange Jahre waren seit seinem Tode dahingegangen, und noch immer konnte man zur Sommerszeit beinahe alltäglich zwei Frauengestalten beobachten, die zur bestimmten Stunde in den Fried-

hof traten und mit sorgender Hand die Blumen auf dem Grabe ordneten oder neue pflanzten. Langsamen Schrittes pflegten sie zu kommen, wenn sich die Sonne zum Untergang neigte. Die eine, ältere, stützte sich dabei auf den Arm der Jüngeren, und ihre leicht vorgebeugte Haltung sowie das stark mit Grau vermischte Haar verrieten nicht sowohl vorgerücktes Alter oder Krankheit, wohl aber gaben sie Beweis, daß viel Schweres an dieser Frau vorübergegangen sein mußte. Die Jüngere, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen von zarter, zierlich gebauter Gestalt, die es noch jünger erscheinen ließ, führte die andre so sorgsam, daß der Fremdling, der sie so sah, unwillkürlich stehenblieb, um noch einmal den wohltuenden Anblick der Fürsorge zu genießen, die sie der Aelteren angedeihen ließ und die sich in jeder ihrer Bewegungen offenbarte. Aber es mochte auch mancher wohl stehenbleiben, um dem Mädchen selbst noch einmal nachzusehen mit den edel geformten Zügen, den tiefdunkeln Augen in dem feinen, etwas blassen Gesicht und dem dunkeln, weichen Haar, das hinten am Kopf in einen Knoten geschlungen war.

Ini Berger, denn sie und ihre Mutter waren es, die so oft den Gang nach dem Friedhofe machten, war ein selten schönes Mädchen geworden. Darin stimmten alle jungen Männer der Umgebung überein, und manch einer hatte schon versucht, sich ihr zu nähern und bei ihr seine Vorzüge leuchten zu lassen. Aber die dunkeln Augen schauten die Freier so seltsam kalt und ruhig an, daß sie fast immer das Wiederkommen vergaßen. Frau Berger meinte

wohl manchmal, wenn sie die Aufmerksamkeiten eines jungen Mannes sah, der ihrem Kinde ein gesichertes Daheim zu bieten vermochte: „Ueberleg dir's, Ini, du könntest es gut haben bei ihm, und er ist ein rechter Mann," dann aber lehnte sich diese an sie wie in ihrer Kinderzeit und fragte in einem Tone, der noch ganz ihrem einstigen Bitten glich: „Laß mich doch bei dir bleiben, Mütti! Willst du mich denn wirklich wegschicken?" Dann ließ Frau Berger sie wieder ruhig gewähren, im Herzen froh, daß es nicht anders war.

Mutter und Tochter bewohnten immer noch das Häuschen am Ende des Dorfes und arbeiteten nun beide für das Geschäft, das Frau Berger schon seit Jahren beschäftigte. Ihre sorgfältigen Arbeiten waren in der Tat so gesucht, daß sie immer weit mehr Aufträge hatten, als sie zu erledigen vermochten. Im Dorfe verkehrten sie so wenig wie früher. Nur zweimal die Woche nahm Ini abends an den Uebungen des kleinen Kirchenchores teil, den noch immer Pfarrer Oser, ihr geliebter Lehrer und Freund, leitete. Zu den Mitgliedern desselben gehörten seit mehreren Jahren auch Anton Mattmann wieder und seit kurzer Zeit Xaver Haller, der Sohn des Gemeindepräsidenten.

Der alte Haller hatte all die Jahre her die Macht nicht aus den Händen gegeben, die ihm seine Stellung als Präsident des Gemeinderates gab, und es war ihm ein leichtes gewesen, dieselbe zu erhalten. Ein kluger, vor allem auf eignen Vorteil bedachter Mann, wußte er die zahlreichen ärmeren Bauern in pekuniärer Hinsicht von sich abhängig

zu machen und war so bei den Gemeindeversammlungen, an denen die Stimmabgabe durch offenes Handmehr geschah, seines Uebergewichtes sicher. Dabei verstand er es, alle Dinge so zu wenden, daß er vor den Leuten als Beglücker des kleinen Dorfes dastand. Nur wenige durchschauten ihn und erkannten, wie er in allen seinen Handlungen zuerst die eigne Tasche befragte, ehe er an das Gemeinwohl dachte. Zu diesen wenigen gehörte der alte Ehrler. Er hatte im Anfange sein Gewicht in die Wagschale gelegt gegen den kleinen Despoten, jedoch er war selbst zu wenig volkstümlich, um dessen Einfluß brechen zu können.

So war der lahme Haller unstreitig der erste Mann im Dorfe, und gleich nach ihm kam — wenigstens nach dessen eigner Ansicht — sein Sohn, der Veri, wie er noch immer im Dorfe hieß. Ein protziger, wilder Gesell, hatte dieser nichts an Beliebtheit gewonnen, aber nach wie vor duldete man ihn um seines Vaters willen und fürchtete ihn wegen seines eignen falschen Charakters. Auch äußerlich hatte er sich nicht etwa zu seinem Besten verändert seit seiner Knabenzeit. Ein kurzer, sehniger Körper, auf dem ein großer Kopf saß, in dem Kopfe ein paar Aeuglein so lüstern und falsch, über dem breiten Mund einen ungepflegten, starken, schwarzen Schnurrbart, schwarzes, struppiges Haar, das war der Veri Haller. Was an ihm Bewunderswertes war, das war allein seine Kraft und Kühnheit, mit der er jede Gefahr verlachte. Zur Winterzeit, im Sturm und Schneegestöber, stellte er seinen Mann. Die Warentransporte, die er leitete, kamen schneller

als alle andern ans Ziel, weil er die Pferde anstrengte bis zur Unmenschlichkeit, selbst niemals Ermüdung kennend. Er war der waghalsigste Jäger, wann die Gemsjagd eröffnet wurde, und kam es an der Kirchweih oder bei andern Gelegenheiten zu Streit, so war sicher der Veri Haller dabei.

Wie der wilde Mensch zum Entschlusse kam, in den Kirchenchor zu treten, darüber zerbrachen sich die Leute vergebens die Köpfe. Pfarrer Oser hatte zuerst von seiner Aufnahme nichts wissen wollen, als jedoch sein Vater für ihn eintrat und seine Stimme sich zudem als brauchbar erwies, fand er keinen Grund mehr, dieselbe zu verweigern, und gab zu, daß er sich seinen übrigen Schülern beigeselle. In des Geistlichen Gegenwart unterblieben auch alle die unzarten Scherze und groben Redensarten, mit denen Veri Haller um sich zu werfen pflegte. Pfarrer Oser hielt musterhafte Ordnung unter seinen Sängern, und seiner Ueberlegenheit beugte sich, wenn auch ungern, der Veri Haller.

Eine wußte nun freilich, was diesen bewogen hatte, seine Aufnahme unter die kleine Sängerschar durchzusetzen. Das war Ini Berger. Er hatte auf die verschiedenste Weise sich ihr zu nähern versucht, und sie ihn, wo immer möglich, gemieden, oder, wenn er ihr doch einmal begegnete, ihn mit einer Kälte behandelt, die nahe an Verachtung grenzte. Sie kannte sein zähes Festhalten an einem einmal gefaßten Plane; er war wie die andern Gebirgler, und sie wäre bei seinem Eintritt in den Chor ausgetreten, wenn sie sich nicht unter Pfarrer Osers Schutz genügend sicher gefühlt und die Musik so

sehr geliebt hätte. Auch war ja Anton Mattmann da, der nach wie vor ihr eine Freundschaft entgegenbrachte, die ihr wohltat und willkommen war.

Als vor zehn Jahren Anton Mattmann und sein Freund Joseph Ehrler als Knaben auf die Klosterschule nach Stans gekommen waren, hatten sich die Hoffnungen vollständig erfüllt, die Pfarrer Oser auf sie gesetzt hatte. Sie gehörten auch dort zu den fleißigsten Schülern und gelangten dadurch in den Besitz von Kenntnissen, die weit über die Bildung hinausreichten, welche die Dorfbewohner sonst ihren Kindern zu geben pflegten. Nach zwei Jahren verließen sie die Schule und kehrten beide in das heimatliche Dorf zurück. Joseph mußte sich sofort im väterlichen Geschäfte nützlich zu machen beginnen und brachte nur zwei Winter bei einem Fuhrhalter in der französischen Schweiz zu, um sich die dortige Sprache anzueignen; dann lebte er sich ganz in die ihm von seinem Vater gewiesene Tätigkeit ein und nahm diesem jetzt einen großen Teil der Arbeitslast von den Schultern. Anton hingegen hatte, dem Wunsche seines Vaters folgend, mehrere Jahre im Ausland zugebracht. Er lernte Französisch in Paris, Englisch in einer englischen Seestadt und Italienisch in einer großen Fremdenstadt Italiens, an allen drei Orten in Gasthöfen angestellt. Seine Lieblingsidee, zu studieren, hatte er den Eltern zulieb fallen lassen. Nun war er wohlbestallter Wirt geworden und hatte es nicht zu bereuen, da der Fremdenverkehr im Gebirge immer mehr zunahm und das Geschäft seines Vaters der fleißigen Hände bedurfte. Aus dem ehemals träumerisch veranlagten

Knaben hatte sich auch ein fröhlicher und gern gesehener Gesellschafter entwickelt, und er fand sich wohl unter den jeden Tag in reichlicher Anzahl eintreffenden Gästen, denen den Aufenthalt angenehm zu machen der junge Bergwirt bald so wohl verstand wie der alte. Anton hatte sich aber auch körperlich zu seinem Besten verändert. Er war nicht mehr die überschlanke Gestalt; seine Glieder waren kräftiger geworden, und sein Gesicht zeigte eine weit gesundere Farbe als früher. Für hübsch konnte er nicht gelten, dafür waren seine Züge zu unregelmäßig, aber es lag etwas darin, was unwillkürlich Vertrauen erwecken mußte, und auf der breiten Stirne prägte sich deutlich der Zug von kluger Ueberlegtheit aus, wie sie schon dem Knaben eigen gewesen. Seine Mutter und Frau Berger waren sich im Laufe der Jahre noch näher getreten, und so kam es, daß auch Ini viel mit Anton oder dessen Schwester Luise, die jetzt ebenfalls ein erwachsenes Mädchen war, verkehrte. Seltsam stellte sich Ini zu Joseph Ehrler, den sie früher mit so kindlicher Bewunderung betrachtet und dem stilleren Anton beinahe vorgezogen hatte. Josephs Schwester Anna war seit einem Jahre an einen reichen Müller im Tale verheiratet. Der junge Mann selbst, oft tagelang von Hause abwesend, wenn er Warentransporte über den Berg begleitete, kümmerte sich scheinbar gar nicht mehr um die frühere Gespielin; ja es schien, als habe des Vaters abfälliges Urteil auch bei ihm Eingang gefunden, denn er vermied es stets, wenn es möglich war, mit Frau Berger oder ihrer Tochter in Berührung zu kommen.

Neuntes Kapitel

Die kleine Zahl der Andächtigen, die jeweilen dem Abendgebet in der Dorfkirche beiwohnte, hatte dieselbe verlassen; die Andacht war zu Ende. Der Kirchendiener löschte die Kerzen im Kirchenschiff, und bald herrschte das gewohnte Halbdunkel. Nur oben auf der kleinen Chorgalerie, wo die Orgel stand, war es noch hell erleuchtet. Dort waren noch die Sänger und Sängerinnen des Kirchenchors versammelt, um eine Messe für den morgigen Sonntag einzuüben. Pfarrer Oser hatte die Kanzel, von der aus er vorzubeten pflegte, verlassen und war ebenfalls zur Orgel hinaufgestiegen. Er schlug jetzt die Partitur der Messe auf und verteilte die Stimmen. Es galt heute abend eine Hauptprobe zu halten. Mit dem eigentlichen Einstudieren des Tonstückes, einer jener leichten und doch wunderbar schönen Kompositionen, wie sie die katholische Kirchenmusik in reicher Fülle aufzuweisen hat, war schon früher begonnen worden.

Auf der einen Seite der Orgel standen die Sopran- und Altstimmen, mit Ausnahme von zwei Frauen lauter junge Mädchen, etwa zehn an der Zahl; ihnen gegenüber waren die Vertreter der Bariton- und Baßstimmen aufgestellt, junge und ältere Männer. Unter ihnen befanden sich heute abend, wie gewohnt, Anton Mattmann und Veri Haller. Die Führerin der Sopranstimme war Ini Berger. Ihre Stimme, von Natur ungemein weich

und ansprechend, hatte unter Pfarrer Osers Schulung bedeutend gewonnen, und es war schon oft vorgekommen, daß Fremde, die sie in der Kirche hatten singen hören, sich erkundigt hatten, wer die Besitzerin dieser, wenn auch nicht künstlerisch ausgebildeten, doch so ungemein zum Herzen gehenden Stimme sei.

Jetzt begann die Messe, und die kleine Sängerschar machte ihre Sache so gut, daß ihr Pfarrer Oser verschiedene Male freundlich zunickte. Das hohe Benediktus, für zwei Solostimmen, Sopran und Bariton, mit Begleitung der Orgel geschrieben, sollte von Ini und Anton Mattmann gesungen werden.

Auf Inis feinen Wangen brannte eine seltsame Röte, und als ob tiefer Unmut ihre Seele fülle, waren ihre dunkeln Brauen zusammengezogen. Es war das erstemal, daß sie in der Musik nicht ganz sich verlor. Sonst, wenn sie sang, pflegte sie alles um sich zu vergessen, und ein Gefühl, als wäre sie allem Irdischen entrückt, ging dann durch ihre Brust. Heute sang sie beinahe mechanisch die Noten, und der rechte Ernst, die rechte Lust wollte nicht über sie kommen.

Warum?

Die ganze Zeit hatten ein Paar dreiste Männeraugen zu ihr herübergeschaut, als wäre sie der einzige Punkt, wohin diese sich richten könnten. Es lag ein so begehrlicher, widriger Schein darin und etwas Hinterlistiges, das ihr beinahe bange gemacht hätte, wenn sie nicht zu erzürnt gewesen wäre über den, dem sie angehörten. — Es war wohl vorgekommen, daß der Veri Haller sie mit Blicken

verfolgt, aber heute trieb er's denn doch gar zu arg, und sie nahm sich vor, sich bei Pfarrer Oser nächstens über ihn zu beklagen.

Das nun beginnende Duett ermöglichte es ihr, dem Burschen den Rücken zuzuwenden. Dabei wurde sie ruhiger und sang mit ihrer gewohnten Hingebung. Ihre Entrüstung wäre wohl aber noch gestiegen, hätte sie den Veri weiter beobachten können. Er war ganz in den Hintergrund, wo es dunkler war, getreten, und die andern achteten seiner nicht. Während Ini sang, verwandte er kein Auge von ihr. Die süßen Töne schienen ihn gefangen zu halten, noch mehr aber des Mädchens Schönheit.

Sie hatte den feinen Kopf leicht zurückgeworfen, und ihre ganze Haltung kündete, wie sie mit ganzer Seele bei ihrer Aufgabe war. Hätten statt der einfachen Dorftracht weite Gewänder ihre Glieder umschlossen, sie hätte einen Vorwurf für eine heilige Cäcilia gegeben.

Des Burschen Blick verriet eine wilde Begehrlichkeit. Vergessen schien ihm der heilige Ort, ungehört verhallten die hehren Worte der Messe an seinem Ohr, ihn schien nur eins zu erfüllen, der Gedanke: „Jenes Mädchen muß mein werden!" Das wenigstens sprachen die kleinen, lauernden Augen, das kündete der trotzige Zug um den häßlichen Mund und die vorgebeugte Haltung, die eine Aehnlichkeit hatte mit der Stellung eines sprungbereiten Raubtieres.

Da brach der Gesang ab. Ini trat an ihren Platz zurück, und das letzte Chorstück, das Agnus Dei, begann. Der Veri hatte aufgehört, sie anzu-

starren; er schien sie sogar vergessen zu haben, seit die letzte Note des Benediktus verklungen war, und als erster verließ er nach Schluß der Probe die Kirche.

Langsamer folgten die andern, zuletzt, im Gespräch mit Pfarrer Oser, Ini, Anton Mattmann und dessen Schwester Luise, ein unscheinbares, liebenswürdiges Mädchen mit blondem Haar, die ebenfalls zum Kirchenchor zählte. Beim Pfarrhause schieden die jungen Leute von dem Geistlichen, und auch Ini trennte sich ihrerseits von Anton und Luise.

Die beiden hatten ihr angeboten, sie nach Hause zu geleiten. Es war nach neun Uhr abends, und die Nacht war finster. Ini hatte es jedoch lachend abgelehnt, indem sie sagte, sie würde ja den Weg mit verbundenen Augen finden, und nehmen werde sie wohl niemand.

Kaum hatte sie jedoch einige Schritte auf ihrem Heimwege getan, als sie auf einmal bereute, allein gegangen zu sein. Es fiel ihr auf einmal ein, daß der widrige Mensch, der Veri, ihr begegnen könnte. — Sie schaute sich um. Anton und seine Schwester waren jedoch schon hinter einem Hause verschwunden, und sie schämte sich, ihnen nachzugehen, denn es war ja wohl töricht von ihr, Angst zu haben.

Rascheren Schrittes ging sie weiter. Schon war sie über die letzten bewohnten Häuser hinaus, und von ihrem eignen Heim trennten sie nur noch vier Scheunen, die, eine neben der andern, dem Sträßchen entlang standen. Da trat hinter der einen ein Mann hervor. Sie wußte, wer es war, ohne in der Dunkelheit seine Züge erkennen zu können, und die geheime

Angst in ihrem Innern wurde stärker. Ohne Gruß wollte sie an ihm vorübergehen. Da vertrat er ihr den Weg. Wie hilfesuchend schaute sie sich um, aber es war niemand in der Nähe.

„Seid Ihr so stolz, Jungfer," fragte der Mann mit seltsam gedämpfter Stimme, in der es bebte von geheimer Leidenschaft, „seid Ihr so stolz, daß Ihr einem nicht einmal den Gutenachtgruß gönnt?"

Es war der Veri. —

„Geht Eurer Wege und laßt mich heim! Ich habe mit Euch nichts zu schaffen, und es wird den reichen Haller wenig kümmern, ob ein armes Mädchen ihn grüßt oder nicht!"

Fühlte er die Angst heraus, die ihre Stimme leise zittern machte und tat das ihm leid, oder was war es, das bewirkte, daß der Veri Haller einmal in seinem Leben in weniger rauhem, hochtrabendem, ja sogar in fast bittendem Tone sprechen konnte?

„Ob's mich kümmert, wer weiß," sagte er, „vielleicht mehr als du denkst, Ini!"

Sie trat einen Schritt zurück.

„Ihr braucht mich nicht ‚du' zu nennen! Wir sind keine Schulkinder mehr! Und jetzt laßt mich durch, ich muß nach Hause!"

Noch immer war es der beinahe sanfte Ton, mit dem er weiterfuhr, ihres Einwandes nicht achtend:

„Ich muß dich etwas fragen, Ini, und einen Augenblick magst du mir wohl gönnen!"

„So eilt Euch, rasch — was wollt Ihr von mir wissen?"

Des Mädchens Aufregung wuchs, und das Gefühl kommenden Unheils, das sie seit einigen Mi-

nuten erfaßt, nahm immer bestimmtere Gestalt an. Sie stützte die Hand, wie eines Haltes bedürftig, auf die Mauer der Scheune.

Da fuhr der Veri fort zu sprechen, und je weiter er kam, desto schneller brachen die Worte von ihm, desto mehr brach seine leidenschaftliche Natur sich Bahn.

„Du hast es wohl gemerkt, wie ich dir folge, wo ich kann, Ini — du hast gesehen, wie ich immer nur dich anschauen muß, wenn du in meiner Nähe bist, und wenn du nicht um mich bist, ha, da zieht's mich hin zu dir, und ich hab' keine Ruh', keine Rast, bis ich dich gefunden hab'! — Vor deiner Tür hab' ich nun schon oft stundenlang gestanden des Nachts und gemeint, ich müßte dich holen, weil's mich hier drinnen verzehren will, die Liebe, die du mir hineingezaubert hast in die Brust mit deinen Hexenaugen! — Ini, ich bin der Sohn des reichen Haller, aber ich frage nichts danach, ob du arm bist — der Alte sagt ‚Ja' zu allem, was ich will, und ich will nur eines, ich will dich, Ini — du mußt meine Frau werden — du mußt!"

Es war ein seltsames Werben, wild und ungestüm, als könnte er des Mädchens Jawort ertrotzen. Er schrie es ihr fast zu, dies letzte Wort: „Du mußt"; aber sie zitterte nicht mehr.

Höher auf richtete sich ihre schlanke Gestalt, und es lag ein unsagbarer Hohn in ihrer Stimme, als sie sagte:

„Ich muß, weil ich arm bin und Ihr reich seid, o Veri Haller, da täuscht Ihr Euch! — Euch zum Mann — hört mich — eher spränge ich drüben

von der Brücke in den Bach, als daß ich Euch zum Manne nähme!"

Seine Fäuste ballten sich bei ihrem Tone, aber mit fast übermenschlicher Anstrengung zwang er noch einmal den Dämon in sich nieder und fuhr weiter:

„Ueberleg dir's, Ini, du sollst's nicht schlecht haben bei mir, nur — mein mußt du sein! — Sag ja, Ini, sag ja!"

Es lag beinahe wieder ein Bitten in seinem Tone, wenigstens klang etwas hindurch, das bewies, daß es ihm ernst war mit seiner Werbung, ernst auch mit seiner Leidenschaft.

Das Mädchen aber achtete dessen nicht. Sie hatte ihn verachtet als wilden, unbändigen Gesellen ohne Bildung, ohne Gewissen, und seine Werbung erschien ihr als eine so tiefe Beleidigung, daß sich ihr Innerstes gegen ihn empörte.

„Genug," rief sie, „ich mag Euch nicht, weil Ihr der Schlimmste seid im Dorf, ein roher Bursch, der keine Schranken achtet! — Glaubt Ihr, daß Euer Geld mich locken könnte, an Eurer Seite ein unglückliches Weib zu werden, das Ihr mit dem Fuß beiseiteschieben könnt, wenn Ihr seiner überdrüssig seid? — Geht und laßt mich meiner Wege gehen! Ich sag's Euch noch einmal: Wir zwei kommen nimmer zusammen!" —

Es war um ihn geschehen. — Die eine Saite, die in seinem Innern einmal in weichem Ton erklungen war, sie zerriß in diesem Augenblicke und klang niemals wieder. Dafür aber schwoll mächtiger die andre Stimme an, die diese Natur gefangen hielt und sie verrohen ließ mit ihren Lockungen und Be-

gierden. — Er schlug die Arme übereinander und lachte auf, so grell, daß das Mädchen unwillkürlich zusammenschrak.

„Ha, Mädchen," zischte er ihr förmlich zu, „was willst du mir mein Sündenregister vorlesen, du — des Zuchthäuslers Kind!" — —

Da war es nahe, greifbar nahe, das Unheil, das ihr vorgeschwebt. Wie ein Blitz tauchte in ihr die Erinnerung auf an einen Tag ihrer Kinderzeit, da sie von den gleichen Lippen die furchtbare Anschuldigung gegen den Vater gehört, und wie um Schrecklicheres, das kommen würde, von sich abzuwehren, streckte sie hilflos die Hände aus gegen ihn.

Er ergriff eines der schmalen, weichen Glieder und drückte es wie in einer Schraube, dann beugte er sich zu ihr, daß sein Atem ihre Wangen streifte, und von Leidenschaft beinahe erstickt war seine Stimme, als er ihr zuraunte:

„Weißt, Mädchen, die du so hochnasig auf uns Bauern herabsiehst, in unsrer Familie ist keiner, der je im Zuchthaus gesessen, aber dein Vater, der war ein gemeiner Dieb!" —

Sie hörte ihn kaum, halb ohnmächtig lehnte sie an der Scheune, ihr flimmerte vor den Augen, und das Herz, das arme, unerfahrene, noch halb kindliche Herz stockte einen Augenblick in bitterem, krankem Staunen. — Da fühlte sie ein Paar Arme um ihren Leib, zwei Lippen preßten sich glühend auf ihre Wange. — Sie schreckte auf, sie hob die Hand zum Schlage — aber diese fiel nieder in die leere Luft, jene Arme hatten von ihr gelassen, geräuschlos war der Veri verschwunden. — — —

Noch eine Weile lang lehnte sie da. Sie dachte nicht daran, daß er wieder kommen könnte, sie dachte nicht daran, daß es spät wurde; halb unbewußt strich sie mit der Hand über die Wange, als brenne ein Schandmal dort, das wegzuwischen sie versuchen müsse, und ihre Lippen wiederholten fortwährend in gleichem, eintönigem Klang das Wort „Dieb".

Endlich schritt sie langsam nach Hause, einer Nachtwandlerin gleich, nicht achtend des Weges. Sie öffnete die Haustür — die Zimmertür — sie schritt in die Stube und stand drin — still — träumend — klar nur des einen, das in ihrem Kopfe hämmerte, das ihr Hirn marterte, des einen Wortes: „Dieb". —

Frau Berger hatte mit Bangen auf sie gewartet. Sie saß in ihrem Lehnstuhl.

„Wo bleibst du denn so lange, Kind?" fragte sie, als Ini eintrat. —

Keine Antwort! —

Jetzt erst fiel ihr des Mädchens Aussehen auf; den Kopf gesenkt, die Hände verschlungen, in den Augen ein fremdes, flackerndes Feuer, stand sie da, als ob sie etwas suche, als ob sie forsche nach der Lösung eines tiefen, tiefen Rätsels.

„Ini, Kind, was ist dir?" rief Frau Berger. Sie war aufgesprungen und legte voll Sorge den Arm auf des Mädchens Hals.

Da kam Leben in die starre Gestalt. Fast krampfhaft legten sich die Hände auf der Mutter Arm, und ein Blick traf diese, in dem eine Welt der Angst und Verzweiflung lag. So schaut das Reh, das

weidwunde, dem zur Flucht keine Kraft mehr blieb und das die Meute nahen hört.

„Mutter — sag — was hat — der Vater — getan, daß sie — ihn — einen Dieb — schelten?"

Sie stockte bei jedem Wort, ihr war so schwer, daß nur mühsam die Laute sich von ihr rangen. —

Frau Berger seufzte tief auf. Ihr Gesicht war mit einem Male so alt, so daß sie aussah wie eine Greisin. Da war die Stunde, die sie so lang gefürchtet, die sie fernzuhalten gehofft und die sie fernzuhalten gestrebt mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht. Es war ihr gelungen bis heute, da eine frevelnde Hand den Schleier gelüftet, der gütig einen dunkeln Punkt der Vergangenheit verdeckte. — Ini hatte nie vollen Aufschluß über die Schicksale ihres toten Vaters erhalten. Sie wußte, daß er Schweres durchgemacht, jedoch welcher Art es gewesen sei, das hatte ihre Mutter ihr gegenüber nie erwähnt, und auch das Gerede der Leute, wie es hier und da noch laut geworden, war ihr verborgen geblieben durch Zufall — und die Sorge der Mutter. Ein sorgloses, glückliches Kind war sie gewesen bis zu diesem Augenblicke, und nun war es freilich ein schweres Erwachen aus der Jugendtage goldenem Traum.

„Komm her, Kind," sagte Frau Berger. Es hatte einen müden Klang, dies „Komm her, Kind".

Ini trat zu der Mutter Lehnstuhl, in den diese wieder niedergesunken war. Sie setzte sich, wie sie es als Kind getan, auf einen Schemel zu ihren Füßen und lehnte den Kopf an ihre Knie.

Dann begann Frau Berger zu erzählen.

Klar und deutlich zog der Lebenslauf des irregegangenen Wanderers, der draußen auf dem kleinen Friedhofe der Kreuzwege endlich Ziel gefunden, am Geiste seines Kindes vorüber.

Und als die Frau im Lehnstuhl geschlossen hatte, da stand das Mädchen auf und ging wortlos hinüber zur Wand, wo die Photographie des Verstorbenen hing. Leise näherte sie die blassen Lippen derselben, und leise, leise, in stummer Andacht küßte sie des toten Vaters Bild. — Es war mehr als ein Gebet, es war mehr als Liebe, was in diesem Kusse lag. Er sagte, daß das Gift, das die Welt in ein unschuldiges Herz zu träufeln versuchen werde, daß das Leid, das um des Toten willen dies Herz zu tragen bestimmt sei, es nimmer wankend machen werde in seiner Treue zu dem Heimgegangenen. —

Noch lange saßen Mutter und Tochter beisammen, und als am andern Morgen sie sich wieder bei ihrer Arbeit im trauten Stübchen fanden, da lag stille Zufriedenheit auf ihren Gesichtern. Alles war gut und traut wie vorher, nur Inis Augen blickten noch um einen Schein ernster wie früher und — sie blieben so.

Zehntes Kapitel

Ostern nahte heran, das Fest des Frühlings, des Auferstehens. — In ewigem Wechsel auch in dem Bergdorfe Schnee und Eis und Sturm und dann wieder saftiges Grün und Blumen in Wald und auf den Matten! Noch nie aber war so früh aller Schnee im Gebiete des Dorfes verschwunden, noch

nie hatten so bald sich die Wiesen in ihr Sommerkleid geworfen, das noch mehr zu schmücken den wirklichen Sommertagen vorbehalten blieb.

Seit acht Tagen wölbte sich ein wolkenloser Himmel über dem Hochgebirge. Froh trat der Landmann unter die Türe und schaute hinaus auf das Tal, wo alles schon sproßte und trieb. Das mußte ein segensreiches Jahr werden, wenn nicht ein Frost noch die vorzeitig erwachte Saat zerstörte.

Daß aber dieser Frost nicht eintrete, dafür stieg manch stilles Gebet der Dorfbewohner zum Himmel auf und dafür sollte auch das heilige Osterfest besonders feierlich gehalten werden dieses Jahr, damit es zugleich ein Bittfest sei für das Gelingen der Ernte. —

Der Morgen des Ostertages brach an. Frühzeitig war eine Knabenschar emsig dem Sigristen beim Schmücken der Kirche behilflich, das unter Pfarrer Osers Anleitung vor sich ging. Tannenreiser wurden herbeigetragen und rings an den Wänden angebracht, und der Hochaltar wurde ganz in Grün gekleidet. Die Arbeiten waren gerade beendigt, als die Glocken zum Gottesdienst riefen.

Hell und feierlich zogen sie jetzt hinaus ins sonnige Tal, die Glockenklänge, die während der Tage der Trauer, während der Karwoche geschwiegen hatten. Auferstehung predigten sie, neues Leben verkündigten sie, und es war, als schalle das einfache Geläute heute mit nie gehörter Macht hinauf zu den Bergen, als wohnte den Tönen geheimer Jubel inne.

Eine freudige Feststimmung lag über dem ganzen

Dorfe. Festlich gekleidet strömten die Bewohner von allen Seiten zum kleinen Gotteshause, festlicher Frohsinn lag auf fast allen Gesichtern, und ihr Festkleid hatte auch die Sonne angezogen, die strahlend auf die feiernden Menschen tief unter ihr niederschaute.

Vor dem Haupteingang der Kirche, an der Mauer, die den Weg zu dem ersteren gegen den Abgrund, die „Hölle" hin schützte, hatte sich eine Anzahl junger Männer aus dem Dorfe aufgestellt. Sie warteten jeweilen, bis die Kinder und Frauen ihre Plätze eingenommen, und pflegten dann die hintersten Kirchenbänke aufzusuchen. Vielleicht auch standen sie da, um besser die Kirchgänger beobachten und die jungen Mädchen mustern zu können. Es wurde wenigstens manch Dirnlein rot, das vorüberging, weil es von den Männern an der Mauer angelegentlich betrachtet wurde. Heute standen unter den letzteren auch Anton und Veri, die nachher zur Orgel hinauf mußten, um zu singen.

Immer mehr füllte sich die Kirche, und noch immer kamen Leute herbei. Da bogen Ehrler und seine Frau in den Weg ein und wenig hinter ihnen Frau Berger und Ini. Als diese letzteren an den jungen Leuten vorbeischritten, ging eine leichte Bewegung durch die Schar derselben. Der Veri ließ ein spöttisches Husten hören, aber er fand kein Echo, sondern alle Blicke hingen voll Bewunderung an dem schönen Mädchen, das da vorüberging, ohne aufzublicken, und ohne daß sich bei Veris Gebaren ihre Wangen auch nur um einen Schein gerötet hätten.

Der Bursche war für sie nicht mehr da, sie ver-

achtete ihn so tief, daß sie sich durch nichts berühren ließ, was mit ihm in irgendwelcher Verbindung stand, und er hatte seit jenem Abende vor Wochen sich ihr nicht mehr zu nähern, noch sie sonst zu belästigen gewagt, wenn auch seine Leidenschaft keineswegs gebrochen war.

Während Frau Berger zu ihrem Platz im Kirchenschiff gegangen war, stieg Ini zur Emporkirche hinauf, und bald folgten ihr die übrigen Sänger und Sängerinnen.

Auch die jungen Burschen von der Mauer waren in die Kirche getreten, und der Meßdiener wollte eben die Türe schließen, als noch ein verspäteter Ankömmling eintrat.

Es war ein hochgewachsener junger Mann, eine kraftvolle Gestalt. Das entblößte Haupt zeigte volles, blondes, lockiges Haar, und aus dem frischen, klugen Gesicht schauten ein Paar helle blaue Augen. Der Mann hatte gehalten, was der Knabe versprochen, Joseph Ehrler war das Ebenbild seines Vaters geworden, nur die blauen, glücklichen Augen glichen denen der Mutter. Ein blonder Schnurrbart zierte seine Oberlippe und gab ihm ein männliches Aussehen.

Einige der Hintenstehenden wandten die Köpfe, als er eintrat, und hier und dort streckte man ihm schweigend eine Hand entgegen, die er still drückte. Joseph Ehrler war im Dorfe um seines frohen Mutes, seiner Herzensgüte und Freigebigkeit willen beliebt. — In der Kirche sah man ihn selten zur „großen Messe". Gewöhnlich wohnte er der stillen Frühmesse bei, wenn er zu Hause war und nicht die Geschäfte ihn auswärts geführt hatten. —

Der Gottesdienst hatte begonnen. In gewohnter schwungvoller und ergreifender Weise sprach Pfarrer Oser über die Bedeutung des Osterfestes. Dann begann die Messe.

Joseph Ehrler lehnte nahe der Ausgangstüre an einer Säule, als die ersten Orgeltöne herabklangen. Nun setzten die Singstimmen ein. Feierlich hallten die ernsten Klänge durch den geweihten Raum, und über allen schwebte zart und doch kräftig eine süße, reine Sopranstimme. Joseph horchte auf. Er hatte Ini Berger nie singen gehört, denn merkwürdiger- und zufälligerweise hatte sie die zwei- oder dreimal, die er der großen Messe beigewohnt, gefehlt. — Nun sang sie. Dem jungen Manne versank mit einem Male alles ringsum, die Schar der Beter, der Geistliche im Ornate vorn am geschmückten Altar, die Mauern der Kirche, und es blieb nur eines — die helle, glockenreine Menschenstimme, die da sang zur Ehre des Auferstandenen. — Und diese Stimme weckte in seinem Innern ein lang vergessenes Bild: Ein kleines Mädchen stand vor ihm, das liebe Gesichtchen zu ihm erhoben, die dunkeln Augen voll Tränen, und dieselbe süße Stimme sprach mit schmeichelndem, sanftem Klang: „Gelt, Josi, ihr kommt bald wieder?" — Ja, sie waren wieder gekommen, aber er hatte sich nicht mehr um jenes kleine Mädchen gekümmert — er war Ini Bergers Freund nicht mehr. Es tat ihm leid in diesem Augenblicke, daß es nicht mehr war wie in der seligen Kinderzeit. —

Weiter und weiter sang es und klang es von der Emporkirche herab, und jetzt setzte jene Stimme ein,

ganz allein. Leise, leise, ein wunderbar inniges Gebet, schwangen sich die Töne aufwärts und verhallten, ein lispelnder Hauch voll unendlicher Sehnsucht, voll heißen Bittens: „Miserere nobis!“

So hatte Ini Berger noch nie gesungen. — Sie war zur Kirche gegangen, das Herz voll Wehmut, denn am frühen Morgen war sie auf dem Friedhof gewesen, dem toten Vater des Jahres erste Blume zu bringen. Als sie dann Pfarrer Osers Worten lauschte, kam eine tiefe Feierlichkeit über sie, und als die Messe begann und sie anfing zu singen, vergaß sie alles um sich her. Ihr war, als sei sie allein im Gotteshause, allein mit dem allmächtigen Richter der Menschen, und als bäte sie in jenem Miserere um Vergebung für die Schuld des lieben entschlafenen Vaters, als könnte sie dadurch sein Andenken reinigen von dem Flecken, den die mitleidslose Welt nicht wollte verschwinden lassen. Tief atmete sie auf, als sie geendet hatte, und erwachte erst wieder zum Bewußtsein ihrer Umgebung, als sie bewundernde Blicke auf sich gerichtet sah und der alte Organist ihr freundlich zunickte.

Der junge Mann aber drunten bei der Türe träumte noch immer vor sich hin von dem Kinde, dessen Freund und Beschützer zu heißen er einst so stolz gewesen.

Jetzt erteilte der Pfarrer den Segen, und die Andächtigen wandten sich dem Ausgang zu.

Der Träumer schreckte auf und drückte sich näher an seine Säule, um die Frauen hindurchzulassen, die stets zuerst die Kirche verließen. Heimlich spähte er nach der Treppe, die zur Emporkirche führte. Er

spähte nicht umsonst. Eben als auch er sich zum Fortgehen anschicken wollte, kam Ini Berger die Treppe herab. Sie hielt den Blick gesenkt, aber als sie ganz nahe an ihm vorbeiging, sah sie unwillkürlich auf. Einen Moment tauchten die zwei Augenpaare ineinander und ein flüchtiges Rot stieg in des Mädchens Wangen auf, aber es verschwand schnell, wie es gekommen; dann war sie vorüber, ohne Gruß, und langsam folgte ihr Frau Ehrler.

Draußen nahmen ihn sofort seine Kameraden in Beschlag, mit denen er sich unter scherzenden Gesprächen entfernte.

Als er so mit den andern durch die Häuserreihen ging, dem Wirtshaus zum Goldenen Löwen zu, wo die Männer des Dorfes jeweilen am Sonntagmorgen ihren Frühtrunk zu nehmen pflegten, folgte ihm mancher bewundernde Blick, manches Mädchen schaute verstohlen hinter den Vorhängen an einem Fenster hervor und wünschte sich heimlich, daß des schmucken, reichen Ehrlers Wahl, wann er einst freien gehen werde, auf sie fallen möchte. Wie er die andern überragte an körperlicher Größe, so war er ihnen überlegen an Wissen und Können und wohl auch an sorgloser Fröhlichkeit. Aber sie neideten ihm's nicht, und er war nicht stolz; darum sahen sie ihn gern in ihrer Mitte. —

In der Wirtsstube des „Goldenen Löwen" ging es lebendig zu, und als die jungen Männer eintraten, war das Lokal, obschon sehr geräumig, beinahe ganz angefüllt. Der Löwenwirt führte einen guten Tropfen, und bei ihm fand man immer Gesellschaft, sei es zum Plaudern oder zu einem Spielchen. Die Wogen

des Gespräches gingen auch heute wieder hoch, und dasselbe drehte sich an den verschiedenen Tischen um alles mögliche.

Den Vorrang nahm die hohe Politik ein, gleich nach ihr kamen die großen Skandale und kleinen Skandälchen, die Verbrechen und Unglücksfälle, wie sie die Zeitungen aus mehr oder weniger weiter Ferne zu berichten gewußt hatten. Dann wurde hin und her gesprochen von den Erwartungen, die der eine oder der andre auf des Jahres Ernte hegte, Geschäftsinteressen der verschiedensten Art kamen zur Sprache, und endlich wurde auch an einem Tische in der Ecke, wo einige weißhaarige Alte saßen, die Rede auf den heutigen Gottesdienst gebracht.

„Ja," meinte einer derselben, „seit sie droben bei der Kirche singt, ist's noch einmal so feierlich in der Kirche. Früher, ehe unser jetziger Pfarrer kam, da nickte wohl da und dort einer, wenn die Predigt gar zu lang war oder die Messe so recht eintönig vor sich ging. Jetzt fällt's keinem mehr ein, zu schlafen."

„Der Herr Pfarrer spricht schon so, daß keiner dabei einschläft," sagte ein andrer, „hei, wenn der anfängt zu reden, da ist's eine wahre Lust, zuzuhören."

„Habt ihr aber je so eine Stimme gehört, wie die Jungfer Berger eine hat?" bemerkte der eben zum Tische tretende Barbier des Dorfes, ein kleines, bewegliches Männchen, der immer vorgab, mehr zu wissen als alle andern Leute und dabei so geheimnisvoll zu tun pflegte, als könnte er die wichtigsten Neuigkeiten ausplaudern, wenn er nur wollte. — „Habt ihr je so etwas gehört, solch einen Timbre, wie der Kunst-

ausdruck heißt? Wenn die zum Theater ginge, die könnte ihr Glück machen."

Die andern nickten Beifall, und der alte Schmied, dem der weiße Bart tief auf die Brust hinabfiel und ihm ein so ehrwürdiges Aussehen gab, fügte hinzu:

„Es wäre schad, wenn das Blitzmädel zum Theater ginge; für die ist die weite, freie Gotteswelt gerade gut genug; die braucht nicht bei den Schauspielern sich gelbe Wangen zu holen."

„Nun, so gar weit her ist's mit der doch auch nicht," raunte eine hämische Stimme von einem andern Tische herüber.

Es war der Veri, der dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte.

„Oho, auf das Mädchen lass' ich mir nichts kommen," polterte der Schmied, der eine besondere Anhänglichkeit für Ini hatte, weil dieselbe seiner Frau während einer Krankheit, welche dieselbe jüngst durchgemacht, mit freundlicher Fürsorge beigestanden und sie gepflegt hatte.

„Ha, ha, ha," lachte der Veri auf, „sie scheint doch Schauspielerblut in den Adern zu haben, daß sie Euch noch den alten Kopf verdreht!"

Das Gespräch war lauter geworden und auch zu den jungen Leuten herübergedrungen, die am andern Ende der Stube, mit Joseph Ehrler zusammen, um einen Tisch saßen und sich fröhlich unterhielten. Sie hatten aufgehorcht, und besonders Joseph schien eigentümlich erregt über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte. Seit Inis Namen laut geworden, färbte seine Wangen ein dunkles Rot, und er folgte aufmerksam den weiteren Worten über dieselbe.

Auf eine ablenkende Bemerkung des Barbiers rief eben höhnisch wieder der Veri:

„Was macht ihr für Aufhebens von ihrem Singsange! Die glaubt wohl, je lauter sie in der Kirche singt, desto eher bettelt sie dem Herrgott Vergebung für die Sünden ab, die ihr Vater auf dem Gewissen gehabt hat, als er ins Gras biß!"

Ein rohes Lachen ließ der Bursche seinen giftigen Worten folgen.

Da sprang drüben am Tische Joseph Ehrler plötzlich auf. Hoch hielt er das gefüllte Glas in der Hand, seine blauen Augen blitzten, und laut rief er in die Stube hinein:

„Die Ini Berger ist ein braves Mädchen, und ihr Gesang, der ziert unsre Kirche! Es braucht keiner sie zu verunglimpfen — ich sage: Die Ini Berger lebe hoch!"

Er führte sein Glas an die Lippen und trank es in einem Zuge leer, dann setzte er sich ruhig wieder nieder.

Die meisten Gäste hatten ihm ein zustimmendes Bravo zugerufen; Anton Mattmann trat auf ihn zu und drückte ihm warm die Hand, der Veri aber rief:

„Aha, da hat sie schon wieder einen gefangen!"

Er brauchte aber auf die Antwort nicht zu warten, denn sie erfolgte rasch und lautete spitz genug:

„Du, Veri," bemerkte ihm spöttisch Joseph, „sei still! Man munkelt längst davon im Dorf, und ich glaub's fest, daß dich die Berger-Ini mit langer Nase heimgeschickt hat, weil du ihr zu viel nachgelaufen bist! — Die lange Nase wenigstens kann man sehen!"

Ein schallendes Gelächter von seiten seiner Kameraden folgte Josephs Worten, und Veris Fäuste ballten sich, als wollte er sich auf den Spötter stürzen. Er mochte jedoch einsehen, daß die Großzahl der Anwesenden gegen ihn sei, und als daher in diesem Augenblicke Pfarrer Oser eintrat, trank er sein Glas aus und wandte sich zum Gehen. Unter der Tür schaute er noch einmal zurück nach dem Tisch, wo Joseph saß.

Dieser hatte ihn längst nicht mehr beobachtet, er sah auch nicht den Blick voll des wildesten Hasses, den Veri ihm zuwarf, ehe sich die Tür hinter ihm schloß. Er plauderte mit seinen Kameraden ruhig weiter, aber heimlich waren seine Gedanken nicht beim Gespräch; sie wanderten fernab. — Was war auf einmal über ihn gekommen? — Was ging ihn denn im Grunde dieses Mädchen an? — Und nun hatte er sich plötzlich vor allen Anwesenden zu ihrem Verteidiger aufgeworfen! — Wie kam er dazu? — Hatten ihn die Töne bezaubert, die er in der Kirche gehört, daß ihm das Blut so in Wallung geraten, als er sie hatte schmähen gehört? — Er wurde sich nicht klar darüber. — Es hatte ihn etwas in seinem Innern gezwungen, zu tun, was er getan, und nun es geschehen war, war ihm seltsam froh ums Herz, als hätte er etwas Gutes vollbracht. — Und doch wollte ihn dann wieder Unzufriedenheit mit sich selbst beschleichen. — Wie, wenn nun der Vater erfuhr, wie er Inis Partei genommen, der Vater, der so streng über sie und ihre Mutter dachte? — Harte Worte würden ihm nicht erspart bleiben. — Es geschah ihm recht; was brauchte er um die Ini sich

zu kümmern? — Doch, halt, da schauten ihn wieder zwei Kinderaugen so traulich an, und er hörte die kleine Ini sprechen wie damals, als er sie mit ihrem kranken Fuße nach Hause getragen, so herzinnig: „Ich danke dir!" — — Doch es war alles nur Unsinn. Jene kleine Ini war jetzt ein großes, ein stolzes Mädchen geworden, das ohne Gruß an ihm vorüberging. — Was behielt er ihr Bild im Sinn? —

Schon mehrmals hatte er den Kameraden am Tische ganz verkehrte Antworten gegeben. Er versank immer mehr in Grübeln, und verwundert schauten ihn die andern an.

Endlich schützte er Essenszeit vor und ging nach Hause. Als dann aber dort wirklich später das Essen aufgetragen wurde, da wollte es ihm nicht munden. Immer und immer wieder wanderten seine Gedanken zurück zu Ini Berger. Sein Vater schaute ihn prüfend an.

Der alte Ehrler hatte sich wenig verändert während der zehn vergangenen Jahre. Er war zwar grau geworden, und die Falten zwischen seinen Augen hatten sich vertieft, wohl weil die Grundzüge dieses Charakters, sein Eigensinn und seine Willkür, sich noch verschärft hatten im Laufe der Jahre, aber das war noch dieselbe eiserne Gestalt, die den Stürmen der Berge lachend trotzte.

Anders dagegen verhielt es sich mit seiner Gattin. Die Frau, die immer zart gewesen, litt seit zwei Jahren an einer Herzkrankheit, die vielleicht seit ihrer Kindheit ihr innegewohnt, jedoch erst seit dem genannten Zeitraum sich fühlbar machte. Der

Arzt hatte äußerste Schonung empfohlen und hauptsächlich jede Aufregung von der Kranken fernzuhalten geraten, versprechend, daß bei Beobachtung dieser Vorschriften das Leben derselben keineswegs bedroht sein werde. Auf die äußere Erscheinung hatte die Krankheit aber doch eingewirkt. Frau Ehrler schien bedeutend gealtert; ihre Haltung war eine gebückte geworden, auch ihr Haar zeigte manchen grauen Streifen, und um den Mund lag ein kranker Zug. Freilich mochte dieser leidende Ausdruck in ihrem Gesichte auch daher rühren, daß ihr viele Unannehmlichkeiten aus dem Starrsinn ihres Mannes erwuchsen; wenigstens trug die stete Sorge, womit sie die Lücken im Charakter desselben durch eigne doppelte Herzlichkeit zu ergänzen und zu verdecken suchte, viel dazu bei, sie rascher altern zu machen. —

Der alte Ehrler hatte Joseph lange prüfend betrachtet. Er liebte keinen Kopfhänger in seiner Nähe.

Die Mahlzeit verstrich äußerst still, und bald nach derselben wanderte Joseph ins Freie — planlos — kaum wissend, was ihn eigentlich trieb, die Kameraden zu fliehen, mit denen er sonst den Sonntagnachmittag auf dem Schießstande, bei einem Kegelspiel oder auf andre Weise zu verbringen pflegte.

Er stieg auf einem Fußweg durch den dunkeln Tannenwald, der den unteren Teil des Bergrückens zur Rechten des Dorfes bedeckte, hinauf. Noch lag hier teilweise der Schnee, wo die warmen Sonnenstrahlen durch die nahe beieinander stehenden Bäume keinen Eingang gefunden. Gebrochene Zweige und Aeste, herabgerollte Steine bedeckten den Weg; er achtete ihrer nicht. Er bemerkte es auch kaum, als

der Pfad aufhörte, die Bäume spärlich wurden und sein Fuß über das kurze, noch gelbe Gras am Ende der Waldregion hinschritt. Ueber harten Lawinenschnee und über Felsgeröll kletterte er stetig aufwärts und hielt erst inne, als eine schwarze Felswand senkrecht vor ihm aufstieg, ihm das Weitergehen versagend.

Da wandte er sich um. Wohl zwei Stunden war er gestiegen und wurde erst jetzt sich klar, welche Höhe er erreicht hatte.

Noch stand hoch am Himmel, obwohl schon stark westlich, die leuchtende Sonne. Tief unter sich schaute er die grünen Matten, durch die sich silberweiß, lenzfrisch über die Steine hüpfend, der breite Bach zog, weiter unten die weißen, freundlichen Steinhäuser und die wettergebräunten Holzhütten des Dorfes. Von da schweifte sein Blick aufwärts, an den Bergen empor; da ragten rings die Firne in weitem Kreise, als hielten sie Wacht über das grüne, glückliche Tal, das sie umschlossen, und die Sonnenstrahlen spielten auf ihnen, daß das Eis hell aufleuchtete und sein Auge geblendet sich abwenden mußte. Und rings um ihn war die Luft rein und klar, und rings um ihn war es totenstill. Das Herz ging ihm auf beim Anblick der herrlichen Natur; er hatte es noch nie so wie heute empfunden, wie schön seine Heimat sei. Nach einer Weile kehrte sein Auge zurück zu den Häusern unter ihm, er konnte sie alle deutlich unterscheiden, dort das Pfarrhaus, dort das seines Vaters! Und dort am Ende des Dorfes, just wo nun das satte Grün der Wiesen begann — dort wohnte — „sie“.

Was mochte sie wohl jetzt treiben? Sie saß vielleicht bei der Mutter in der Stube, und sie sprachen zusammen von diesem und jenem. Wenn sie wüßte, wie sehr heute die Gedanken des alten Spielgefährten bei ihr weilten! — Wie hatte der Veri gesagt? — „Da hat sie schon wieder einen gefangen!" — War er denn gefangen?

Er lehnte an dem Felsen und schaute still hinab. — Halb träumend legte er dann die Hände zusammen; es drängte ihn dazu eine Stimme seines Innern, die seit heute früh nicht mehr schweigen wollte, sondern immer übermächtiger sich geltend machte. — Leise flüsterte er vor sich hin; — es war, als lege er, allein mit seinem Gott inmitten der tiefen Stille, die ihn umgab, diesem ein Gelübde ab:

„Gib sie mir, Vater im Himmel, ich will sie schützen vor allen Stürmen; ich will sie bewahren vor allem Leid!"

Er wußte auf einmal, was ihn seit heute früh bewegte, was er heimlich wohl schon länger in sich getragen, aber wogegen er sich immer noch gesträubt hatte: Er war gefangen — im Banne von Ini Bergers dunkeln Augen. —

Endlich stieg er wieder talwärts. Eine tiefe Ruhe war über ihn gekommen, und fest stand sein Entschluß: Er mußte Ini Berger gewinnen.

Als er dem Dorfe sich näherte, war es beinahe dunkel geworden. Seine alte Fröhlichkeit war wieder in ihm erwacht, als er zu Hause in die Stube trat, und lachend erzählte er den Eltern, die er dort fand, von seiner Kletterpartie. Selbst die Bemerkungen

seines Vaters, der sein Gebaren Unsinn schalt, vermochten nicht, ihn aus seiner glücklichen Stimmung zu reißen. Er war seines Sieges so gewiß, der schmucke Joseph Ehrler, nachdem er einmal zu siegen beschlossen.

— — — — — In der folgenden Zeit gab es für ihn auf einmal allerlei Arbeit, die ihn am Hause von Inis Mutter vorüberführte. Wenn er jetzt mit Waren über den Berg zu fahren hatte, kehrte er stets so früh als nur möglich zurück ins Dorf, während er sonst gerne zuweilen einen Tag im Welschtal drüben versäumt hatte, und immer fand er jetzt Zeit, bei der großen Messe anwesend zu sein, da es dort galt, die ihm liebgewordene Stimme zu hören.

Doch die Eigentümerin dieser Stimme war nicht so leicht zu gewinnen, wie er gewähnt, und seine Siegesgewißheit war schon nach den ersten Tagen bedeutend gesunken.

Er sah manchmal die beiden Frauen, Ini und ihre Mutter, mit ihrer Arbeit im Freien sitzen, wenn er am Hause vorüberging. Freundlich erwiderten sie dann seinen Gruß, aber er fand keine Gelegenheit, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Er hatte sie zu lange und zu auffällig gemieden, um ihnen gegenüber den alten Ton anschlagen zu können, und er fühlte nur zu gut, daß etwas zwischen ihnen lag, das nicht so leicht zu beseitigen war. Aber desto fester wurde sein Entschluß, und desto klarer wurde er sich darüber, daß dieses Mädchen seine Seele gewonnen und daß er keine andre Lebensgefährtin sich wählen könne als sie, wenn er nicht unglücklich werden wollte.

Tage und Wochen vergingen. Es konnte Ini nicht verborgen geblieben sein, wie sehr er danach strebte, sich ihr zu nähern. Doch war sie gegen ihn so kalt und gleichgültig wie gegen alle andern Burschen, welche sie auszuzeichnen pflegten. — — —

Eines Sonntagabends näherte sich Joseph Ehrler kurz vor Dunkelwerden dem Hause der Frau Berger. Er trug, trotzdem es beinahe noch zu früh für solche war, einen großen Strauß wunderschöner, tiefdunkler Alpenrosen. Wäre es zwei Wochen später gewesen, so hätte man diese Blumen nichts Außergewöhnliches nennen können; denn im Juni blühten sie an allen offenen Hängen, so daß es aussah wie ein roter, zwischen Steine und Felsen gelegter Teppich. So aber war der Mai noch lange nicht zu Ende, und jetzt schon solch selten schöne Blüten zu sehen, das wollte etwas heißen. — Joseph aber kannte eine Stelle hoch oben an beinahe unzugänglichem Orte, wo auf einem Felsvorsprung die Alpenrosen schöner und früher zur Blüte kamen als ihre Schwestern.

Dorthin hatte nach einer Sage, die im Volksmund ging, vor dem verfolgenden Jäger eine weiße Gemse sich geflüchtet, getroffen von dessen Blei, und aus dem Herzblut des edeln Tieres, das ins Gras hinabrann, waren rings zauberschöne Rosen erblüht. Der Jäger aber, getrieben von der Begierde, die Gemse zu erreichen, war mit dem Fuße auf seinem gefährlichen Wege gestrauchelt und hinabgestürzt in die grause Tiefe, während der mächtige Geist der Berge sein Lieblingsgetier in einem Nebelschleier zu einem der Firne entrückte, wo es am Gletschereis seine Wunden kühlte und genas.

Die Stelle, wo die Alpenrosen blühten, wurde noch immer nur ungern selbst von Gemsjägern und Kristallsuchern betreten, weil die Bergbewohner, nicht frei von Aberglauben, sich leise zuzuraunen pflegten, daß, wer den Fuß darauf setze, früher oder später Unglück haben werde.

Joseph hatte den gefahrvollen Weg gewagt, um Ini die ersten roten Blüten bieten zu können und dadurch vielleicht eine Gelegenheit zu gewinnen, wieder in Verkehr mit ihr zu treten. Ihm galten die abergläubischen Erzählungen der Bergleute nichts.

Das Fenster des kleinen Wohnstübchens stand offen, als er das Haus erreichte. Ein Blick belehrte ihn, daß niemand drinnen sei. Er sah aber Ini gerade die Straße herabkommen und bemerkte, daß auch sie ihn gesehen haben mußte. Er wußte nicht recht, wie er seine Gabe anbringen, was er dazu sagen sollte, und, rasch entschlossen, legte er die Blumen auf das Fenstergesimse und ging auf der andern Seite des Häuschens auf einem Fußweg, der bald nachher in die Straße einbog, davon.

Als er am nächsten Tage wieder am Bergerschen Hause vorbeiging, um, wie er hoffte, Inis Dank in Empfang nehmen zu können, da stieg heißer Unwille, gemischt mit tiefer Enttäuschung, in ihm auf; denn da lagen die rosigen Blüten überm Hag in einer Wiese, schon halb verdorrt. Sie wollte nichts von ihm wissen, nichts von ihm nehmen, das sagten ihm die verschmähten Blumen. Ohne daran zu denken, daß er eigentlich noch nach weiter hinten im Tale beschäftigten Knechten seines Vaters hatte

sehen wollen, wandte er sich rasch um und schritt nach Hause.

Ini Berger hatte ihn freilich beobachtet am Abend vorher, als er die Alpenrosen ihr hingelegt; sie hatte es auch schon längst gemerkt, daß er sie liebhabe, aber wenn auch vielleicht zuweilen ganz leise in ihrem Herzen eine Stimme zu seinen Gunsten sprechen wollte, so ließ sie dieselbe nicht zur Geltung kommen und wies den Gedanken, als könnte sie seine Neigung erwidern, weit von sich. Sie kannte zur Genüge den Starrsinn seines Vaters und die Gefühle, die dieser gegen sie und ihre Mutter hegte; mit Macht sträubte sich ihr Stolz dagegen, dem Sohne auch nur freundlich zu begegnen, der als Mann nicht den Mut gehabt hatte, sich ihnen wieder zu nähern. Freilich nach und nach ward es anders.

Elftes Kapitel

Nun war der Sommer da. Hoch stand in den Matten das Gras, und bunte Blumen schmückten und belebten das eintönige Grün.

Josephs Werben hatte noch keinen Erfolg gehabt. Er war seinem Ziele auch nicht um einen Schritt näher gerückt; nur sein Verlangen nach Erreichung desselben war stärker geworden, und mit fieberhafter Ungeduld suchte er nach einer Gelegenheit, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Im Dorf bereitete man sich vor, Kirchweih zu feiern; jedesmal ein großes Fest für die Bergbewohner, an dem sich jung und alt beteiligte.

Gaben wurden gesammelt für das an diesem Tage regelmäßig stattfindende Preisschießen, an welchem sich beinahe die ganze männliche Bevölkerung zu messen pflegte, und der Löwenwirt hielt Inspektion in seinem Keller, ob es flüssigen Nasses genug sei für die durstigen Kehlen all der Gäste, die an der Kirchweih seine Wirtschaftsräume zu füllen pflegten. Nach Schluß des Schießens, das gewöhnlich vormittags zehn Uhr begann und nachmittags fünf Uhr beendet war, zogen jung und alt, Männlein und Weiblein zur Preisverteilung in den „Goldenen Löwen", und war diese abgewickelt, dann begann das Tanzen, auf das sich die junge Welt stets besonders zu freuen pflegte.

Der Kirchweihsonntag rückte heran, ein herrlicher, wolkenloser Sommertag. Der Morgengottesdienst hatte früher begonnen und war nun eben beendigt worden. In Scharen zogen junge und ältere Männer zum Schützenstand, der etwas außerhalb des Dorfes lag. Die Schuljugend war ihnen schon vorausgeeilt, um ja keinen Schuß zu missen, der heute abgefeuert wurde.

Gewöhnlich war es ein heißes Ringen um den ersten Preis. Die Gebirgler besaßen ein sicheres Auge. Einige entfalteten eine fabelhafte Sicherheit.

Als der beste Schütze im Dorfe galt unstreitig der Veri Haller, ihm nahe kamen nur einige ältere Gemsjäger und von den Dorfburschen Joseph Ehrler.

Das Schießen begann. Hei, wie das eilte, Knall auf Knall.

Es wurde sehr gut geschossen, allen voraus jedoch

mit überwältigendem Mehr von Treffpunkten war Veri Haller. Er hatte heute beinahe spielend alle andern hinter sich gelassen und vier der besten Schützen im Doppel besiegt. Mit einem triumphierenden Lächeln trat er von dem Anstand zurück, überzeugt, daß keiner es ihm nachtun würde.

Joseph Ehrler war noch nicht auf dem Schießstande erschienen. — Jetzt trat er mit seinem Vater zusammen ein.

Einige von den Anwesenden setzten ihn sofort von dem Vorsprung, den der Veri gewonnen hatte, in Kenntnis, und dieser selbst rief: „Nun, Ehrler, willst du mich ausschießen, wie?" Große Siegesgewißheit lag in seinem Tone.

Joseph trat mit einem ruhigen: „Das werden wir ja sehen" hinter seinen Vater, der das Schußgeld für beide erlegt hatte und nun Anstalt machte, zuerst seine drei Schüsse abzufeuern. Er schoß gut, vermochte aber lange nicht einige ihm vorangegangene Glückliche zu erreichen und mußte als Zehnter in die Liste eingetragen werden.

Nun kam Joseph an die Reihe. Vollkommen ruhig trat er zum Anstand, nur seine zusammengepreßten Lippen bewiesen, daß auch ihn eine außergewöhnliche Spannung ergriffen hatte. Als er das Gewehr an die Schulter hob, tauchte einen Augenblick ein liebliches Mädchenantlitz vor seinem Geiste auf, und es war ihm, als müßte er heute alle seine Geschicklichkeit aufbieten, jenen andern zu besiegen, vielleicht daß ihm dann ein bewundernder Blick aus Ini Bergers dunkeln Augen wurde.

Der erste Schuß krachte und saß im Schwarzen,

aber bedeutend rechts, er konnte als mittelmäßig gelten. Da aber von den drei Schüssen, die jedem Schützen gestattet waren, nur der beste zählte, so war noch nichts verloren. Wieder hob er das Gewehr, wieder flammte es auf, und die Kugel saß dicht neben der andern.

Ein höhnisches Lachen brach von Veris Lippen.

Vollständig ruhig lud Joseph zum dritten Male. Als er wieder anlegte, zielte er länger und sorgfältiger, dann drückte er ab.

Einen Augenblick war es totenstill, und gespannt blickten alle hinüber, auf das Deuten des Zeigers wartend.

Da — da — ein Jubel brach los; hart beim Zentrum saß die Kugel. Veris Punktzahl war erreicht, er und Joseph standen gleich.

Des ersteren Züge waren gelb geworden vor Zorn; Joseph legte vollkommen gleichgültig, wie es schien, das Gewehr beiseite.

Da fragte der Protokollführer, ob sie gleich jetzt den entscheidenden Schuß tun wollten, und Joseph schaute zum ersten Male seinem Rivalen ins Gesicht. Ein stechender Blick traf ihn aus den kleinen schwarzen Augen, den er mit einem spöttischen Lächeln beantwortete. Dann rief der Veri: „Natürlich schießen wir gleich! Unter drei Schüssen einen guten, das will nichts heißen! Laß sehen, Ehrler, wer gewinnt, wenn's nur einen gilt! Der Zufall hat's vorhin gut mit dir gemeint, jetzt heißt's, die Kunst zu zeigen!"

Die hochtrabende Rede rief ein allgemeines Murmeln des Unwillens hervor, und der Protokoll-

führer, ein alter, erprobter Schütze, rief: „Schwatz nicht so viel, Veri, schieß, daß wir sehen, wie es ausgeht!"

Während Veri sein Gewehr lud, lehnte Joseph drüben an der Holzwand. Seine Brust hob und senkte sich rasch. Der bevorstehende Kampf erregte ihn weit mehr als der erste. Wenn er jetzt unterlag, war der Spott Veris ihm sicher, und die andern würden sich wohl fortreißen lassen, in denselben einzustimmen. „Besiegt, und besiegt von ihm;" heiß stieg das Blut in ihm auf, wenn er daran dachte, wie spöttisch Ini lachen werde, wenn sie das Ergebnis des Schießens vernehmen würde.

Da entlud sich Veris Gewehr. Ein Bravo erscholl aus dem Munde einiger Vornstehender. Veri hatte siebenundvierzig Punkte geschossen.

Wie aus einem Traume erwachend schrak Joseph auf und nahm dann Veris Stelle ein. Seine Hand zitterte, als er das Gewehr erhob, und einen Moment flimmerte es ihm vor den Augen. Dann atmete er tief auf und brachte mit Aufwand seines ganzen Willens seine erregten Nerven zur Ruhe.

Atemlos erwarteten alle Anwesenden das Ergebnis seines Schusses. Der Veri richtete seine Augen hinüber zur Scheibe, als hänge sein Leben von dem Resultat der nächsten Minute ab. Obschon sein Schuß ausgezeichnet zu nennen war und nur noch drei Punkte mehr ihn überhaupt der Gefahr, übertroffen zu werden, ganz enthoben hätten, da die Scheibe in nur fünfzig Punkte eingeteilt war, befiel ihn eine seltsame Unruhe.

Endlich, nachdem Joseph lange und mit äußerster

Sorgfalt gezielt hatte, mehrere Male anlegend und wieder absetzend, endlich schoß der Feuerstrom aus dem Rohre, und die Scheibe sank. Im nächsten Augenblick erhob sich lauter Beifallsruf. Der Zeiger schwenkte eine rote Fahne; es war ein Zentrumsschuß.

„Hoch der Joseph Ehrler!" riefen die umstehenden jungen Leute und drängten sich hinzu, ihm die Hand zu schütteln.

Nur einer stand abseits, an einen Holzpfosten gelehnt, die Hände in den Taschen. Und die Hände in den Taschen waren heimlich krampfhaft geballt. Des Burschen Zähne gruben sich in die Unterlippe, dieselbe beinahe zum Bluten bringend, und zwischen denselben murmelte er hervor: „Zum zweiten Male, Joseph Ehrler! Wenn du mir zum dritten Male in den Weg trittst, gilt's dich oder mich!" Dann verzog er den Mund zu einem hönischen Lachen und ging davon.

„Mit dem ist heute nicht mehr gut anbinden," meinte einer der Zurückgebliebenen, „wenn er so die Zähne zusammenbeißt, dann ist er in seiner gefährlichen Laune, in der er sich vor dem Teufel selber nicht fürchtet!"

„Er trägt selten Gutes im Schild, wenn er so aussieht," fügte ein andrer hinzu.

Dann wandten sie sich wieder dem Anstand zu, wo noch einige Schützen anzutreten hatten. Keiner derselben drohte Joseph ernstlich gefährlich zu werden, und so verließ dieser zusammen mit seinem Vater, der ihm nach seinem Schusse mit einem „Brav gemacht, Junge!" lachend die Schulter geklopft hatte,

den Schützenstand, mit der Bitte, ihn zu rufen, falls neuerdings ein „Doppel" notwendig werden sollte, das heißt, falls noch ein Zentrumsschuß fallen sollte, der eine weitere Entscheidung nötig machte.

Es war dies nicht der Fall. Noch vor drei Uhr nachmittags war das Schießen beendigt und Joseph Schützenkönig geblieben. Das Resultat war im Nu im Dorfe bekannt, und nun begab sich alles nach dem „Goldenen Löwen" zur Preisverteilung.

Während in früheren Jahren dieselbe in der großen Wirtsstube stattgefunden hatte, wo für den nachher beginnenden Tanz auch nach Entfernung der Tische etwas wenig Raum gewesen war, sollte die darauffolgende Tanzunterhaltung in dem kürzlich vollendeten, an das Gasthaus angebauten großen Tanzsaal abgehalten werden.

Schon war dieser ziemlich angefüllt, als Joseph in Begleitung von Vater und Mutter eintrat.

Auf einer kleinen Estrade an einem Ende des Saales befand sich die sechs Mann starke Musikbande, die sich der Löwenwirt zu solchen Anlässen jedesmal aus einem größeren Orte im Tale verschrieb. Der Saal selbst war hübsch geschmückt. Rings an den Wänden waren, mit Tannenzweigen verziert, die Wappen der zweiundzwanzig Kantone angebracht, und über der Estrade der Musiker prangte die hübsche Fahne des Dorf-Schützenvereins. Im oberen Ende des Saales sowie in der daranstoßenden Wirtsstube waren die Wirtstische aufgestellt, während in der Tiefe des ersteren, nahe der Musik, verschiedene Tische sich befanden, auf denen die Gaben ausgebreitet lagen.

Da gab es allerlei Sachen, Hausgeräte, Eßwaren, Wein in Flaschen, Kleidungsstücke. Gewöhnlich fiel die Gabensammlung so reichlich aus, daß ein jeder Schütze, der Treffpunkte aufzuweisen hatte, eine Gabe erhielt. Den ersten Preis bildete jeweilen ein goldenes Fünfzigfrankenstück in einem Samtetui. Die übrigen Gegenstände wiesen kleinere Werte auf.

Ehrlers hatten in der Wirtsstube ihre Plätze gewählt. Noch immer neue Gäste kamen an, und es war sechs Uhr abends, als ein Tusch der Musik das Zeichen zum Anfang der Preisverteilung gab.

Der Präsident der Schützengesellschaft, ein noch jüngerer Mann, dessen mit Knöpfen aus geschliffenem schwarzem Bergkristall geschmückte Joppe und mit gefaßten Murmeltierkrallen verzierte Uhrkette ihn leicht als Jäger kennzeichneten, trat mit seinem Protokollführer, dem bereits auf dem Schützenstand anwesend gewesenen älteren Manne, zu den Gabentischen. Die glücklichen Gewinner wurden mit Namen aufgerufen und holten sich ihre Preise am Tische ab. Den ersten dreien spielte die Musik einen rauschenden Tusch.

Der Veri, der unmittelbar nach Joseph Ehrler aufgerufen wurde, schien seine gute Laune wieder vollständig gewonnen zu haben, wenigstens schaute er so heiter darein, als hätte nicht seine Niederlage von vorher alle bösen Leidenschaften in ihm geweckt. Nur als Joseph seine Gabe empfangen hatte, hatte es in seinen schwarzen Augen tückisch und unheildrohend aufgeblitzt. Niemand hatte jedoch darauf geachtet, und rasch, wie er gekommen, war der Ausdruck in des Burschen Gesicht verschwunden.

Die Preisverteilung nahm eine Stunde in Anspruch. Als dieselbe vorüber war, füllte sich der Saal noch mehr. Die jüngeren Mädchen, die am späteren Tanz teilzunehmen wünschten, traten zusammen und unterhielten sich kichernd über ihre noch zerstreut herumstehenden Partner.

Um sieben Uhr abends fing die Musik an, ihre lustigen Weisen zu spielen, und nicht lange, so drehten sich viele Paare im Saale.

Joseph Ehrler stand allein am Saaleingange und schaute dem frohen Treiben zu. Leiser Mißmut lag auf seinem Gesichte. Diejenige, die er erwartet hatte, die er überall suchte, war nicht zum Feste gekommen. Ini Berger war nicht im Saale.

Der junge Mann stand am Fenster und schaute, trotz seines glücklichen Schusses, unbefriedigt hinaus auf die Straße.

Es war noch hell. Ein letzter Sonnenstrahl spielte noch über der Eingangstreppe nebenan am Hauptgebäude, und jetzt bogen eben zwei neue Ankömmlinge um die Ecke und stiegen die Treppe hinauf. Ein froher Schreck zitterte durch Josephs Herz. Es war Anton Mattmann und an seiner Seite Ini Berger. Ein glänzender Schimmer lag auf ihrem dunkeln Haar, als sie die Stufen emporstieg, und ein frohes Lächeln umspielte einen Augenblick ihre Lippen bei einer offenbar scherzhaften Bemerkung Antons.

Es hatte dessen ganzer Ueberredungskunst bedurft, um sie zu bewegen, doch noch auf ein paar Stunden zum Tanze herüberzukommen. Sie wäre lieber bei ihrer Mutter geblieben, nicht weil sie nicht gerne tanzte oder fröhlich war; mit der ganzen Sorglosig-

keit ihrer neunzehn Jahre gab auch sie sich dem Vergnügen hin; allein sie fürchtete heimlich die Begegnung mit zwei jungen Männern. Den einen, Veri, wünschte sie zu meiden, weil eine geheime Angst sie stets fort vor ihm warnte, und den andern mied sie, weil sie mußte, weil sie sich fest vorgenommen, nicht zwischen ihn und seine Eltern treten zu wollen. Wenn sie an Joseph Ehrler dachte, und es geschah dies oft in letzter Zeit, dann preßte sie unwillkürlich die Hand auf ihr rascher pochendes Herz und sagte sich immer und immer wieder: „Es darf nicht sein!" — Ja, wenn auch Joseph sich keinen Schritt näher seinem Ziele sah, wenn er auch sein Werben für erfolglos hielt — heimlich und verborgen schlug ihm doch das Herz entgegen, das er so sehnlich zu erringen wünschte; nur des Mädchens starker Wille versagte sich und ihm das Glück. Die Begegnung mit Joseph fürchtete Ini Berger beinahe noch mehr als ein Zusammentreffen mit Veri. Nur den vereinten und dringenden Bitten ihrer Mutter und Antons hatte sie endlich nachgegeben und war dem letzteren nach seinem Vaterhause gefolgt.

Schon im Hausflur wurde sie stürmisch bewillkommt von einigen jungen Mädchen, die sie nur ungern in ihrer Mitte gemißt hatten. Diese nahmen sie denn auch sofort in Beschlag und führten sie mit sich in den Saal zu den Tanzenden.

Die Klänge der Musik, das fröhliche Plaudern der andern, die ungezwungene Lust unter all den Anwesenden ließen auch Ini nicht kalt. Ihre Augen lachten, ihre Wangen waren leicht gerötet und

sonnige Sorglosigkeit breitete sich über ihre Züge. Während sie in Antons Armen den ersten Walzer tanzte, folgte mancher bewundernde Blick der feinen, biegsamen Gestalt im dunkeln, einfachen Sonntagskleide.

Zwei Stunden waren im Nu verflogen. Manchmal hatte sie wie suchend im Saale sich umgesehen. Joseph Ehrler hatte wenig getanzt. Er war meistens drüben bei der kleinen Musikestrade gestanden, und jedesmal, wenn ihr Auge die Stelle streifte, traf sie ein leuchtender, fragender Blick; getanzt aber hatte er noch nicht mit ihr.

Die Musik hatte eine Pause gemacht. Nun begann sie eben wieder von neuem. Ini fand sich zum erstenmal an diesem Abend allein. Sie stand in der Nähe der Türe. Da sah sie, wie drüben Veri Haller, der mit ein paar Mädchen geplaudert hatte, sich umwandte und zu ihr herüberschritt. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ob sie durch die Türe entschlüpfen oder ihn erwarten sollte. Doch es war schon zu spät zu ersterem; er stand vor ihr.

Da hörte sie neben sich eine wohlbekannte Stimme, die fragte: „Ini, willst du mit mir tanzen?"

Wie seltsam, daß sie das „du" aus diesem Munde nicht erzürnte! — Aber nein, er kam in diesem Augenblicke wie ein Erlöser, der Joseph, denn mit dem andern zu tanzen, den sie haßte und verachtete von Grund ihres Herzens, war ihr unmöglich, und doch — ihm vor aller Augen den Tanz zu versagen, war eine Beleidigung, die sie kaum zu begehen gewagt hätte dem gefährlichen Burschen gegenüber. Als daher nun Joseph dazwischentrat, wandte sie

sich ihm rasch zu. Es zuckte ein verräterisches Rot durch ihre Wangen, und in ihren Worten lag zu sehr ein sichtliches Aufatmen nach einer Minute der Beklemmung, als sie sich mit einem „Ja, recht gern“ von ihm fortführen ließ, als daß Veris Eifersucht und Zorn nicht geweckt worden wären.

Einen Augenblick stand er wie gebannt und starrte den beiden nach, wie sie so leicht Arm in Arm durch den Saal flogen. Dann zischte er leise durch die zusammengebissenen Zähne:

„Nun, Joseph Ehrler, das war das drittemal! Ich halte mein Wort!“

Eine Weile noch säumte er im Saale; dann ging er hinüber in die Wirtsstube, ließ sich eine Flasche starken Italienerwein geben, von dem er rasch einige Gläser hinunterstürzte, und verließ dann, ohne wieder in den Saal zurückzuschauen, unbeachtet das Haus.

Als Ini und Joseph sich zum ersten Tanze angeschickt hatten, hatte ein seltsames Glücksgefühl sich beider bemächtigt. Selbst Ini vergaß auf einen Augenblick die Kluft, die sie zwischen sich und Joseph wußte, und in diesem Augenblicke wurde sie sich auf einmal klar, daß sie ihn liebhatte. Da fühlte sie einen leisen Druck seiner Hand, und er genügte, sie aus ihren süßen Träumen zu schrecken. Unwillkürlich wich sie mehr von ihm zurück. Der harte, abweisende Zug schwebte wieder auf ihrem Mund, so daß er sie erstaunt ansah. Als dann der Tanz zu Ende war, schied sie von ihm mit einem kalten „Ich danke!“

Aber sie konnte es nicht hindern, daß er sie noch mehrmals zum Tanze aufforderte. Dann

schauten sie die blauen Augen so bittend an, daß sich ihr das Herz zusammenkrampfte. Endlich fühlte sie sich nicht mehr stark genug, die Unruhe, den Kampf in ihrem Innern vor ihm zu verbergen, und beschloß, nach Hause zu gehen.

Unbemerkt wollte sie aus dem Hause entschlüpfen und bat Anton, den sie an der Türe stehen fand, sie heimzugeleiten. Aber Anton, dessen Vater durch ein leichtes Unwohlsein genötigt gewesen, früher sein Lager aufzusuchen, konnte nicht wohl abkommen, da er fortwährend zwischen Keller, Küche und Wirtschaftsräumen hin und her zu eilen hatte.

Ehe Ini seine Absicht erriet und dieselbe vereiteln konnte, hatte er Joseph Ehrler an seine Seite gerufen und bat ihn, sie heimzuführen.

Joseph war nur zu gerne bereit.

Und Ini?

Einen Augenblick stand ihr das Herz still vor Schreck. Wie sehr hatte sie jedes Alleinsein mit ihm vermieden, und nun dies! — Sie versuchte sich auszureden, indem sie sagte, sie könne wohl auch allein gehen, Joseph dürfe nicht so früh die andern verlassen. Es half ihr nichts. Anton wollte durchaus nichts davon wissen. Und so fügte sie sich denn schweren Herzens. —

Es mochte nahezu Mitternacht sein, als sie ins Freie traten — eine herrliche Nacht. Bewundernd blieben sie beide einen Augenblick stehen. — Leer und still lag vor ihnen die Straße, dunkel standen daran die Häuser — hoch und düster im Hintergrunde die Tannen und Felsen, und dort, wo im Westen das Tal sich schloß, über dem großen Rot-

firn stand der Mond. Langsam, gespenstisch floß ein silbernes Licht über das Eis hin. — Länger und länger wurde der Schein, je höher der stille Geselle stieg; — schon leuchtete er dort am Ende des Dorfes, während, wo Ini und Joseph standen, noch tiefer Schatten lag.

„Wie schön es ist!" flüsterte Ini selbstvergessen vor sich hin, als sie Seite an Seite vorwärts schritten.

Joseph gab im Augenblicke keine Antwort, plötzlich aber, wie aus einem Traume erwachend, fragte er:

„Ini, denkst du manchmal noch an die Zeit, da wir Kinder waren?"

Seine Stimme klang so weich, als spräche er noch zu dem kleinen Mädchen von dazumal, und seltsam kontrastierte die ihre, als sie hart und laut die Worte sprach:

„Nein, ich denke nie mehr daran. Das ist zu lange vorbei, und wir sind zu sehr anders geworden seitdem."

„Zu sehr anders geworden? Warum denn, Ini? Kann es denn nicht sein wie früher, daß wir Freunde sind?"

Er hatte ihre Hand erfaßt und unwillkürlich blieben sie im Schatten eines Hauses stehen. Ini hatte den Blick gesenkt, sie wußte, was jetzt kommen würde, und sie zitterte davor. Stürmisch hob und senkte sich ihre Brust, und sie legte wie in tiefer Ermüdung die Hände zusammen, ihre Rechte aus der seinen lösend.

Leidenschaftlich fuhr Joseph fort:

„Ini, warum bist du so gut zu den andern — zu Anton — und nur so kalt und stolz gegen mich? — Was hab' ich dir getan?"

„Warum fragst du? Du weißt es ja selbst so wohl. Anton ist seit meiner Kindheit mein Freund, du warst es als Knabe; daß du es jetzt nicht mehr bist, das hast ja du so gewollt."

Wie schuldbewußt schwieg er einen Augenblick, dann fuhr er dringender fort:

„Vergib mir, wenn ich gefehlt habe, und laß mich wieder dein Freund sein, Kind." Es war leise und bittend gesprochen, und plötzlich fügte er mit steigender Bewegung hinzu: „Nein, laß mich dir mehr sein, Ini, ich hab' dich so lieb!"

Da war es heraus, was sie längst gewußt, was ihre Seele mit geheimem Jubel erfüllte. Ueberwältigt von dem Glücksgefühl, das seine Worte ihr brachten, schwieg sie still; aber nur eine kurze Weile — dann stieg gebietend und trennend die Gestalt seines Vaters zwischen ihm und ihr auf. Sie schlang die Hände fester ineinander und sagte klar und ruhig:

„Du weißt nicht, was du sagst, Joseph Ehrler; ich bin arm, und es ist dir nicht unbekannt, was die Leute von uns denken. Wie paßte ich in euer Haus!"

„Ich habe dich lieb, Ini, so gar, gar lieb! Was frage ich nach der Leute Geschwätz, wenn du mein sein willst!"

„Es kann nimmer sein! — Ich will dir glauben, daß du's ernst meinst; aber dein Vater würde nimmermehr seine Einwilligung geben."

„Ich bin stark und habe etwas gelernt; bin ich

nicht Manns genug, uns beide zu ernähren, wenn auch der Vater nicht wollte? — Doch er wird wollen, ich weiß es!"

Sie schüttelte traurig das Haupt, dann sagte sie:

„Dann kenne ich ihn besser als du. Worauf dein Vater seinen Willen gesetzt, von dem läßt er nimmer. Und glaubst du," fuhr sie in immer wachsender Erregung fort, „glaubst du, daß ich nicht erfahren habe, welch liebloses Urteil er über mich und meine Mutter fällt — glaubst du, daß er mir den Vorwurf ersparen würde, ich hätte ihm das Herz des einzigen Sohnes entfremdet — um deines Geldes willen, würde er sagen! Nein, Joseph, laß mich meinen Weg gehen und geh du den deinen, wie bis jetzt; die Kluft ist zu groß zwischen dem Sohne des stolzen Ehrler und dem Kinde des ...." In plötzlichem Weh griff sie, ohne zu vollenden, mit der Hand nach dem Herzen.

Er aber neigte sich tiefer zu ihr, und all sein tiefes, heißes Lieben lag in seinen Worten, als er sanft, wie man zu einem Kranken spricht, sagte:

„Kind, Kind, so jung und so ungerecht! Frühes Leid hat dich bitter gemacht. Aber ich lasse dich nicht so leicht. — Ich habe dich liebgehabt, Ini, als du ein kleines Mädchen warst und ich ein Knabe, und unbewußt habe ich all die Jahre das Bild der kleinen Ini im Herzen getragen, so daß ein Ton deiner Stimme es klar in meiner Seele wecken konnte. Und seit es nun dort wieder lebt, um nimmer zu erlöschen, seit jener Stunde, da es erwacht ist, weiß ich, daß ich nicht ruhen noch rasten kann, ehe du mein Eigen geworden bist! — Ini,

Liebling, ich frage noch einmal: Willst du mein Weib werden?"

„Nein!"

Frostig und lieblos fiel es von Inis zusammengepreßten Lippen.

„Bedenke, Ini, du nimmst mir alles; Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft, alles geht mir verloren, wenn ich dich verliere," bat er dringender.

„Du kannst mich nicht verlieren, denn du hast mich nie besessen!" klang es zurück.

„Hast du mich denn nie ein wenig liebgehabt?"

Es schien, als könnte sie ihm nicht Antwort geben auf diese Frage. Jede Fiber ihres Herzens schlug ihm entgegen, und die Lippen wollten überfließen und alles, alles gestehen — da aber hörte sie plötzlich wieder warnend die Stimme ihres Innern: Sei stark, du hast kein Recht, ihn seinen Eltern zu rauben — und „Nein!" sprach sie tonlos, rauh, das Herz wollte ihr brechen dabei.

„So darf ich nimmer hoffen?"

„Nimmer!"

„Ist das dein letztes Wort?"

„Mein letztes! Ich bitte dich, geh, ich habe nicht mehr weit nach Haus!"

Ohne ein Wort noch zu sagen, wandte er sich um und ging davon, langsam, wankend, einem Trunkenen gleich.

Sie blieb stehen und sah ihm nach. — Wie hatte er gesagt? Du nimmst mir alles, Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft! — So war es ihr. — Oede ringsum, öde im Herzen! — Sie hatte ihr Liebstes von sich gewiesen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Da — dort — an der Scheune — zwanzig Schritte von ihr — stand da nicht eine Gestalt? — Dunkel hoben sich die Umrisse derselben vom Holze ab, sie lehnte sich vor, sie spähte hinüber nach dem langsam Davonschreitenden — jetzt blitzte etwas auf in ihrer Hand — ein Stahlrohr — sie sah es deutlich — jetzt hob es sich — nahm die Richtung nach dem Geliebten. — Barmherziger Himmel, was war das?

Alle Nerven, die erschlafft waren nach dem grausamen Kampfe ihres Innern von vorhin, spannten sich an aufs äußerste. Blitzschnell glitt sie vorwärts, unhörbar, furchtlos. — Jetzt kannte sie ihn. — Es war der Veri. — Er hielt das Gewehr an der Wange — er zielte — der Finger näherte sich dem Drücker. — Ein Schrei — ein Knall — der Gewehrlauf wurde in die Höhe geschlagen — der Schuß war in die Luft gegangen.

„Teufel!“ knirschte der Bursche auf und schaute einen Augenblick völlig verblüfft auf das Mädchen, das mit geballten Fäusten ihm gegenüberstand. Da sah er, wie Joseph Ehrler mit raschen Schritten, vom Schusse erschreckt, sich näherte. Er sah sich verraten; im Laufe war keine Kugel mehr, und zum erstenmal ließ ihn sein Mut im Stich. Es war doch nicht leicht, einen Mord zu begehen. Er wandte sich um und verschwand hinter der Scheune, ungehindert von Ini.

Diese stand noch immer da und starrte auf die Stelle, wo er gestanden hatte. Doch die Spannung der Nerven war zu groß gewesen. Halb ohnmächtig sank sie in die Arme Josephs, der sie früh genug

erreichte, um die an allen Giedern Zitternde vor dem Niederstürzen zu bewahren.

Die Arme, die sich um sie legten, waren stark! Wie sicher man sich darinnen fühlte! — Sie leistete keinen Widerstand, als er sie näher zog; ein süßes Träumen war über sie gekommen. Sie legte den dunkeln Kopf an seine Brust, und dann, als der tieferregte Mann kein Wort zu sprechen imstande war, nestelte sie näher und näher zu ihm; zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, und — endlich — schmiegte sich ihre Wange an die seine, wie damals vor langen Jahren, da er sie auf seinen Armen nach Hause getragen — ein Kind. —

Sie dachten nicht mehr an die vergangenen Minuten, an ihr Scheiden, an den Schuß. Wie eines Meeres gewaltige Wellen erwachte in ihrem Herzen die zum Schweigen gebrachte Liebe neu, und die Wellen schlugen über ihnen zusammen, daß eine Weile kein Mißton von außen die reine Glückseligkeit zu stören imstande war, die die Liebenden erfüllte.

„Nun hast du mich doch lieb, gelt, Ini?“ fragte der junge Mann.

Und das Mädchen sträubte sich nicht mehr gegen die geheimnisvolle Macht, die sie ihm entgegentrieb.

„O wie sehr!“ flüsterte sie.

Dann war es viele Minuten lang ganz still; nur der Nachtwind lispelte und raunte, als verstehe er die Sprache der zwei jungen Herzen, die da aneinander schlugen, und ein Mondstrahl zitterte herab auf den Ort, wo zwei glückliche Menschenkinder sich fanden in Lieb' und Treu', vier Lippen sich einten im ersten heißen Kuß.

Auf dem Wege blieb es einsam. Niemand schien den Schuß gehört oder beachtet zu haben. Von drüben klangen mit dem Wind zuweilen die Tanzweisen herüber und zeigten, daß die Mädchen und die Burschen noch nicht müde geworden, sich im Reigen zu drehen.

Endlich brach Joseph das Schweigen, als käme plötzlich die Erinnerung des Vorgefallenen über ihn:

„Wer schoß vorhin, Liebling?“ fragte er.

„Der Veri,“ antwortete das Mädchen zusammenschauernd — „er wollte dich töten — ich sah's — und da — o Josi, Josi, wenn er dich getroffen hätte! — Was hätte ich getan!“

Statt aller Antwort preßte er sie an seine Brust, als müßte er die zarte Gestalt in seiner Umarmung ersticken.

Zwei große Tränen zitterten an ihren Wimpern, aber selig lächelnd schaute sie zu ihm auf und sagte:

„Du wilder, leidenschaftlicher Bub, willst du mich denn erdrücken?“

Ein machtvolles Gefühl überkam ihn. Unwiderstehlich drängte es ihn zu dem, was jetzt folgte. Er sah das süße, hingebende Geschöpf in seinen Armen, und heiß und groß stieg nur der eine Wunsch in ihm auf, sie glücklich zu machen. Er richtete sich hoch auf, faßte mit der Linken ihre beiden Hände, und die Rechte wie zum Schwure erhoben, sprach er:

„Ini, mein Lieb', höre auf mich: Gegen alle Macht der Erde will ich dich mir wahren; was immer kommen mag, ich lasse dich nimmer!“

Da schrak sie empor. Der Mond beleuchtete voll ihr schönes, todblasses Gesicht, aus dem ihn

die großen Augen angstvoll und doch voll Liebe ansahen.

„Joseph," sagte sie tief aufseufzend, „es wird ein harter Kampf werden. Mir bangt vor dem Entscheid."

„Sei guten Mutes, Liebling, und vertraue mir," sprach er ernst und liebreich.

Dann bat er sie, vorderhand ihr Geheimnis zu hüten vor allen, selbst vor der Mutter, bis er die Wege geebnet für sie und ihn.

Eng aneinander geschmiegt wanderten sie dann nach Frau Bergers Hütte. Noch ein Kuß und noch einer, und dann trennten sie sich mit einem stillen „Auf Wiedersehen!"

Einige Tage später ging plötzlich, unbegreiflich allen Bewohnern, mit Ausnahme von zweien, das Gerücht durch das Dorf, der Veri Haller sei verschwunden.

Joseph Ehrler war am Morgen nach seiner heimlichen Verlobung mit Ini hinübergegangen zum Hause des Gemeindepräsidenten Haller. Er wollte mit Veri sprechen. Sein Herz war so voll Seligkeit, daß er sich nicht entschließen konnte, den heimtückischen Burschen den Gerichten zu überweisen. Gott im Himmel hatte gütig alles gelenkt; die Kugel, die ihm gegolten, hatte ihn verfehlt, und sie war es gewesen, die ihm sein Mädchen in die Arme getrieben. — Nun sollte seine erste Tat sein, einen Menschen, gleichviel, wie schlecht er auch sein mochte, ins Zuchthaus zu bringen, nun, da er alle Welt hätte glücklich sehen mögen, glücklich, wie er selbst es war? — Nein! — Umgekehrt sollte aber auch

der Veri sehen, daß er keine Furcht kenne, und in persönlicher Unterredung gedachte er sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Als er des Gemeindepräsidenten Haus betrat, wurde er von diesem mürrisch empfangen. Auf seine Frage nach dem Veri erhielt er die Antwort, daß derselbe nicht zu Hause sei. Er legte anfangs diesen Worten wenig Glauben bei; aber der alte Haller, dessen häßliches Gesicht sonst nie Regungen seines Innern verriet, war so sichtlich beunruhigt und besorgt über das Verbleiben seines eignen Sohnes, daß er ganz zu vergessen schien, daß der Sohn seines Feindes Ehrler vor ihm stand, und demselben erzählte, wie Veris Bett in dieser Nacht unberührt geblieben sei, wie er jedoch, da in dessen Kammer sein Gewehr fehle, annehme, daß der tolle Junge auf irgendeiner Jagdstreife im Gebirge begriffen sei. Es war seltsam, wie in diesem selbstsüchtigen, despotischen Charakter die Liebe zum einzigen Kinde so mächtig war.

Diese blinde Liebe mochte wohl auch ein gut Teil Schuld daran tragen, daß der Veri das geworden, was er war — ein wilder, unbändiger Bursche, der niemals seine schlimmen Leidenschaften zu zähmen vermochte. Veris Mutter war in seiner frühesten Jugend gestorben, und der Knabe wuchs in Gesellschaft der rohen Fuhrknechte seines Vaters und unter Aufsicht einer halbtauben Magd auf. Als er älter wurde, zeigte sich, daß er gelernt hatte, zu arbeiten für zwei, daß seine Muskeln Riesenkräfte gewonnen hatten, abgehärtet von frühester Jugend auf, daß aber sein Geist verroht war in

der Schule, die er durchgemacht. Was aber kümmerte sich sein Vater um dieses letztere! Man liebte ihn selber ja auch nicht; aber man fürchtete ihn, mochte es so bei Veri sein. Die beiden hingen denn auch aneinander nach ihrer Weise. Sie hatten sich in ihrem Leben keine Zärtlichkeiten gesagt, doch jetzt, da der Sohn dem Vater fehlte, zeigte sich plötzlich, wie nahe sie einander doch gestanden.

Joseph kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Tage vergingen. Von dem Verschwundenen zeigte sich keine Spur. Haller sandte Knechte in die Berge, dieselben kehrten resultatlos zurück.

Da ging mit dem tatkräftigen Manne eine vollständige Veränderung vor. Alle Energie schien von ihm gewichen; er war mit einem Schlage ein Greis geworden. Als kurz nachher eine Gemeindeversammlung stattfand, die die Wahlen für Neubesetzung des Gemeinderates zu treffen hatte, präsidierte der lahme Haller zum letztenmal. Zur Bestätigung für eine weitere zweijährige Amtsdauer vorgeschlagen, erhob er sich mühsam von seinem Sitze, sein kluges, häßliches Gesicht spiegelte die tiefe Bewegung wider, die in ihm arbeitete, als er in kurzen, abgebrochenen Sätzen bat, ihn seiner Aemter zu entheben, da er die Kraft nicht mehr in sich fühle, denselben gerecht zu werden.

So hart er gegen alle gewesen und so viel Feinde er sich geschaffen hatte, so empfanden doch die meisten ein tiefes Mitleid mit ihm. Seine sonst so lebendige Gestalt war vollständig gebrochen, und langsam, allein hinkte er nach der Versammlung, deren Leitung

er so lange Jahre ehrgeizig festgehalten, zurück zu seinem ihm jetzt vereinsamten Haus, aller seiner Aemter, wie er es gewünscht, enthoben. Nach wenigen Wochen gab er auch sein Fuhrhalterei-geschäft auf und zog sich in ein ihm gehörendes Haus auf die hochgelegene Filiale des Dorfes am Fuße des Rotfirnes zurück, wo er mit einer Magd weiter-wirtschaftete.

Von Veri wurde lange Zeit nichts gehört, bis Pfarrer Oser durch Zufall die von einem schweize-rischen Auswanderungsbureau ausgegebene Ver-mißtenliste eines untergegangenen Auswanderer-schiffes in die Hände bekam, in der unter zweihundert andern sein Name verzeichnet stand.

Der Geistliche stieg hinauf zu dem alten Haller, um ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes zu bringen. Ohne eine Träne zu vergießen, nahm sie dieser entgegen; nichts zeigte, daß ihn dieselbe noch mehr niedergebeugt, nur seine ohnehin nicht große Gestalt schrumpfte von da an noch mehr zusammen.

Was den Veri fortgetrieben, das erfuhr weder er noch irgendein andrer der Bergbewohner.

— — — — — — — — — — — — — — —

Durch das Eingehen der Hallerschen Fuhrhalterei nahm das Geschäft Ehrlers noch an Ausdehnung zu. Rüstig lebte der alte Ehrler seinen Pflichten, und Joseph unterstützte ihn getreulich in denselben.

Noch hatte dieser keine Gelegenheit gehabt, mit seinem Vater Inis wegen zu sprechen. Frau Ehrlers Leiden hatte sich seit Wochen bedeutend verschlimmert, und die offenbare Angst, die der alte Ehrler um das Leben seiner Frau in sich trug, machten ihn so

reizbar, daß Joseph nicht wagte, die ihn so tief berührende Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Auch wünschte er seiner Mutter jede Aufregung zu ersparen.

Ini fügte sich darein, daß Joseph es immer wieder verschob, mit seinen Eltern zu reden. Sie waren beide so glücklich, daß ihnen die Tage im Sturm vergingen, daß sie sie gehen ließen, nicht weiter denkend als eben an ihr Glück. Es war wohltuend, ein Geheimnis mit sich herumzutragen, da ein verständnisinniger Blick, ein heimlicher Händedruck so vieles sagen konnten.

Zweimal die Woche pflegten sie sich regelmäßig zu treffen. Es war so gekommen ohne Verabredung, aber beide wußten bestimmt, daß sie sich dann sehen würden, so daß sie sich darauf freuten von einem zum andern Mal. Es war, wann Ini den Uebungen des Kirchenchores beiwohnte.

Dann wartete der Joseph an derselben Stelle, wo einst Veri Haller Ini zum Weibe begehrt, und Hand in Hand wanderten sie dann zu Frau Bergers Hütte.

Seit kurzer Zeit kam es auch vor, daß Joseph manchmal noch ein halbes Stündchen ins Haus trat an solchen Abenden; denn seit vierzehn Tagen wußte Frau Berger um das Verhältnis der jungen Leute. Das hatte Ini bestimmt gefordert, daß ihre Mutter ins Vertrauen gezogen werde.

So waren sie denn eines Abends, da sie sich wieder an derselben Stelle getroffen hatten, hineingegangen zu Frau Berger. Die fleißige Frau hatte, wie gewohnt, noch über ihrer Arbeit gesessen, als

sie eintraten. Sie erhob sich verwundert, den späten und ungewohnten Gast zu begrüßen, als sie erst bemerkte, wie fest Inis Hand in derjenigen Josephs lag. Jetzt erinnerte sie sich plötzlich, daß sie an Ini in der letzten Zeit eine seltsame Zerstreutheit, ein ungleiches Wesen, das bald tiefe Niedergeschlagenheit und Nachdenklichkeit, bald übermütige Fröhlichkeit zeigte, aufgefallen war. Stand das in Verbindung mit — Joseph Ehrler? — Wie diese Gedanken blitzschnell ihr Hirn durchkreuzten, befiel sie ein Gefühl von Angst, so daß sie unwillkürlich die Augen schloß und mit der Hand am Tische eine Stütze suchte.

Die Mutter ahnte kommendes Leid für ihr Kind. —

Joseph Ehrler hielt des jungen Mädchens Hand fest und begann mit bewegter Stimme:

„Wir sind gekommen, liebe Frau Berger, um Sie zu bitten, uns Ihren Segen zu geben; die Ini und ich — wir haben einander gern!"

„Ihr habt einander gern," wiederholte mechanisch Frau Berger. „Und Ihr Vater weiß wohl noch nichts davon, Herr Ehrler?"

„Noch nicht," lautete die Antwort, „aber sobald die Mutter wiederhergestellt ist, werde ich mit ihm sprechen, und ich hoffe, er wird uns seine Einwilligung nicht versagen!"

„Sie hoffen?" Traurig schüttelte Frau Berger das Haupt, dann sagte sie leise: „Sie haben sehr, sehr unrecht getan, Herr Ehrler! — Ihr Vater wird nie seine Einwilligung geben, und nun —" sie schluchzte plötzlich auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen

— „nun haben Sie meinem Kinde den Frieden geraubt!“

Da trat Ini an ihre Seite und umschlang sie liebreich, dann zog sie ihr die Hände vom Gesicht und sagte mit schmeichelnder Stimme, aus der doch Glück und Angst zugleich klang:

„Sei doch nicht böse, Mütterchen; es wird schon alles gut werden; ich hab' ihn ja so lieb! Sag ja, sei gut zu uns; wir sind ja so froh, so froh!“

„Törichtes Kind, wenn es nur an meinem Jawort hinge! — Doch geh hinaus; ich habe mit Herrn Ehrler zu sprechen!“

Sie drückte einen Kuß auf Inis Stirne, und diese ging, gehorsam dem Worte der Mutter, hinüber nach der kleinen Küche.

Die Mutter wandte sich jetzt wieder Joseph zu.

„Sie haben mir das Herz so schwer gemacht, wie es in meinem Leben nur einmal war, und ich hoffte, nicht noch einmal diese Last auf mich nehmen zu müssen,“ sagte sie leise.

Da trat der junge Mann auf sie zu und ergriff ihre Hand. Feierlich und ernst schauten seine blauen Augen in die ihren. Es lag etwas in seinem Blick, das unwillkürlich für ihn einnehmen mußte, etwas Vertrauenerweckendes, Ehrliches, das auch Frau Berger wohltuend empfand.

„Glauben Sie mir, Frau Berger, ich trage nur einen Wunsch in mir, nur ein Ziel will ich mir setzen, Ihr Kind glücklich zu machen! Wie aber hätte ich vor Sie hintreten können, wenn ich nicht fest darauf hoffte, meine Eltern uns günstig stimmen zu können. Ich hätte ja längst mit ihnen gesprochen,

nur die Krankheit meiner lieben Mutter hat mich bis jetzt abgehalten. Wenn Sie es aber verlangen, so soll es morgen geschehen."

Es lag kein Falsch in seinen Worten; schlicht und einfach sprach er sie; aber man hörte hindurch, wie tiefernst ihm damit war.

Mit plötzlichem Entschluß antwortete Frau Berger:

„Ich verlange es nicht, daß Sie mit Ihren Eltern sprechen, solange Sie hiervon Nachteil für die Gesundheit Ihrer Mutter fürchten, erwarte aber, daß es geschehe, sobald es sein kann. Und lassen Sie eines Ihnen stets vor Augen sein: Ich kenne mein Kind; ein Blick in ihre Augen von vorhin hat mich gelehrt: sie liebt Sie mit all der Liebe, deren ihr leidenschaftliches junges Herz fähig ist. Naturen aber wie die ihrige lieben nur einmal und gehen zugrunde, wenn ihnen das Glück versagt bleibt. — Sie wissen nicht, welche glühende Kraft ihrer jungen Seele inneliegt; ich aber habe sie beobachtet von Kind auf, ich kenne jede Regung ihres Herzens, und ich weiß es seit vorhin: der Tag, der mein Kind von Ihnen scheiden würde, bräche ihr das Herz. Darum gebe ich nach. Seien Sie gut zu ihr und — getreu!"

Mit festem Drucke faßte er ihre Hand und sagte: „Ich gelobe es!"

Dann riefen sie Ini herein und saßen noch ein Weilchen beieinander, die jungen Leute beinahe sorglos, hoffnungsvoll von der Zukunft plaudernd, und Frau Berger, scheinbar ihren Jubel teilend, im geheimen die neue große Sorge nur zu wach in ihrem Herzen tragend.

Und diese Sorge war sie all die Tage her nicht los geworden. Wie ein schwerer Druck lag es auf ihr, und wenn sie sich allein wußte, saß sie, die sonst immer Geschäftige, gar müßig und grübelte und grübelte über ihres Lieblings Zukunft. Wolken, schwere, drohende Wolken sah sie dieselbe verdüstern, und wie oft flüsterte sie vor sich hin: „Es kann ja nichts Gutes daraus werden." — Sie hielt es für beinahe unmöglich, daß der alte, starrsinnige Ehrler nachgebe, und ohne seine Einwilligung würde Ini nie Josephs Frau werden wollen, ob ihr auch das Entsagen noch soviel kosten müßte.

Mit Ini war es seltsam. Es schienen, seit ihre Mutter jene Bedenken geäußert, auch in ihr alle die Zweifel wieder erwacht zu sein die sie veranlaßt hatten, Josephs erste Werbung abzuweisen. Aber, als wollte sie den beängstigenden Stimmen ihres Innern kein Gehör geben, gönnte sie sich keinen Augenblick Ruhe; und wenn sie bei Joseph war, dann schien alles um sie her vergessen zu sein und nur das Bewußtsein sie mit Seligkeit zu erfüllen, daß er ihr gehörte. —

Eines Abends saßen die beiden Frauen im Dämmerlicht zu Hause in der kleinen Wohnstube. Sie hatten zu arbeiten aufgehört, da es zu dunkel war, um weiterschaffen zu können, und sie noch nicht Licht zu machen wünschten. Sie redeten von all den Dingen, welche sie in der letzten Zeit so sehr beschäftigten — von Joseph, dem Befinden seiner Mutter und anderm mehr.

Plötzlich sagte Ini:

„Ich wollte, der Vater wäre noch hier und könnte sehen, wie glücklich ich geworden bin."

„Bist du denn auch ganz glücklich, Kind?“ fragte Frau Berger.

„Ganz?“ sagte sie langsam. „Du weißt ja, was uns noch fehlt, Mütterchen, doch es ist ja schon so viel, daß ich ihn liebhaben und — hoffen darf.“

Frau Berger schwieg und schaute, in Gedanken versunken, zum Fenster hinaus.

Da fing nach einer Weile Ini wieder an:

„Du bist wohl auch sehr glücklich gewesen zu der Zeit, als ihr, du und der Vater, einander gefunden habt?“

In Frau Bergers traurigen Augen leuchtete es auf:

„Ob ich glücklich war, Kind, mußt du das fragen? Ich hatte ihn so lieb, daß, um ihn glücklich zu sehen, ich gerne gestorben wäre, wenn es hätte sein müssen: das war, ehe er mir seine Liebe gestand. Dann, als ich alles wußte, da lebte ich doppelt gern, da war alles um mich her Sonnenschein; so wird es wohl nun auch bei dir sein, Kleine?“

„Nein, Müetti,“ antwortete sie leise und nachdenklich, „mit mir ist's anders!“ — Dann fuhr sie erzählend fort: „Ich hatte gestern einen sonderbaren Traum: Mir war's, als ginge ich mit Joseph Hand in Hand einen weiten Weg. Mein Herz zitterte vor Seligkeit, daß ich so schreiten durfte an seiner Seite durch die weite, schöne Welt. Da mündete unser Weg plötzlich in zwei andre. Der eine zur Rechten war schön und bot Raum für uns beide, der andre, linke, war nur ein schmaler, steiniger Fußsteig, auf dem zu gehen seine Hand die meine hätte lassen müssen. Schon wollten wir den breiten Weg wählen, da stand ein altes, fremdes Weib vor uns

und sagte: ‚Ich warne euch, diese Straße zu ziehen; ihr könnt hier nur vorbei, wenn ihr mich mit Gewalt beiseiteschiebt.‘ — Wir fragten sie, wer sie sei und wer ihr das Recht gäbe, uns den Weg zu verwehren. Da sprach sie mit seltsam höhnischem Ton: ‚Ich bin niemand und doch immer da; ich schlage ungesehen die tiefsten Wunden, und ob auch alle meinen Namen kennen, so vermag doch keiner mich zu fassen noch mich von sich abzuwehren von all denen, die ich quäle und verwunde; man nennt mich: „Der Leute Geschwätz!“ Wenn ihr aber fragt, wer das Recht mir gab, euch diesen Weg zu wehren, so mögt ihr wissen, niemand hat's getan, jedoch ich nehme mir dies Recht.‘ — Zornig faßte Joseph fester meine Hand und wollte das Weib beiseiteschieben; ich aber machte mich frei von ihm, denn mir war's, als sei es unrecht, diesen Weg zu gehen. Da sah er mich traurig an und ging langsam auf dem engen Fußsteig davon. Lange, lange schaute ich ihm nach. Als er endlich in der Ferne verschwand, lachte das alte Weib so höhnisch auf, daß ich vor Schreck einen Schrei ausstieß. — Hier bin ich erwacht mit dem Gefühl, als ob ich wirklich gerufen hätte. Noch nie habe ich so tief, so deutlich geträumt. — Als ich dann heute morgen wirklich darüber nachdachte, war es mir, als sei ich wirklich mit Joseph Hand in Hand auf einem Wege. Ich bin ja jetzt so selig wie dort im Traume. Wenn aber nun doch die Scheidestelle kommen müßte, könnte ich da anders handeln, als ich im Traume es getan?“ —

Es traten ihr plötzlich Tränen in die Augen, und sie stand auf und ging aus dem Zimmer.

Es war das erstemal, daß sie Frau Berger gezeigt hatte, daß ihr Glück nicht ohne Schatten sei. Diese faltete die Hände und betete lange.

Später kam Joseph, und während die beiden Frauen arbeiteten, plauderten alle drei zusammen. Aus Inis Antlitz waren die Tränenspuren verschwunden. Sie scherzte und lachte, das war der Zauber, den Josephs Gegenwart für sie in sich trug.

Als er schied, schaute er ihr tief in die dunkeln, strahlenden Augen; es lag in ihnen ein seliger Schein, ein Abglanz der großen Liebe, die in des Mädchens Herzen blühte. Und dieser Schein, er war erwacht für ihn, für ihn! — Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie heiß. Dann ging er nach Hause, das Herz so voll, und mit dem Entschluß, bald einen Entscheid bei seinem Vater herbeizuführen.

Zwölftes Kapitel

Die Stunde der Entscheidung nahte unverhofft heran und doch später, als Joseph es gedacht hatte. Oft hatte er am Morgen sich vorgenommen, noch am gleichen Tage mit dem Vater zu sprechen, dann sah er die Sorge, welche dieser um die Mutter trug, sah, wie die letztere von Tag zu Tag schwächer wurde, und es schien ihm beinahe ein Unrecht, jetzt an sein eignes Wohl zu denken.

Da, an einem Sonntage im Spätherbst, kam es zur Aussprache.

Das Mittagessen war vorüber und abgetragen worden, die Knechte und Mägde hatten sich entfernt,

und auch Frau Ehrler war, um zu ruhen, in das Nebenzimmer gegangen. Joseph erhob sich, um nach dem „Goldenen Löwen" zu gehen, wo er sich mit einigen Kameraden treffen wollte. Er hatte seinen Hut genommen und stand im Begriffe, mit einem Gruße das Zimmer zu verlassen, als sein Vater ihn zurückrief.

„Du bist in der letzten Zeit so selten zu Hause, daß man, wenn nicht Arbeit dich hier hält, eine Gelegenheit, in Ruhe mit dir zu sprechen, förmlich suchen muß," sagte Ehrler in seinem alten, schroffen Ton, wenn auch nicht unfreundlich.

Joseph legte seinen Hut wieder hin und setzte sich erwartungsvoll und nicht ohne innere Unruhe an den Tisch, wo sein Vater noch saß.

Dieser fuhr fort:

„Du mußt es wohl sehen, Joseph, wie krank die Mutter ist." Seine Stimme wurde leiser, damit die Schlafende nicht gestört werde, und tiefe Beklommenheit klang aus seinen Worten, die aber immer mehr verdeckt wurde, je länger er sprach. „Der Arzt hat mir geraten, sie zum Frühjahr für einige Monate ins Tal zu senden, und mich durchblicken lassen, daß in der rauhen Bergluft für sie keine Heilung zu erhoffen sei. Nun weißt du, daß ich nicht lange ohne die Mutter sein kann, und wenn ich auch keineswegs müde bin und unter andern Umständen wohl noch einige Jahre hiergeblieben wäre, so habe ich mich doch entschlossen, das Geschäft dir zu übergeben und mit der Mutter ins Tal zu ziehen. Ich habe mir letzthin, als ich unten war, ein kleines Gut angesehen, das will ich mir kaufen, und wenn ich

auch nicht gerne von dem Orte weggehe, wo ich geboren bin und so lange gelebt habe, so tu' ich's der Mutter zulieb und hoffe, daß es zu unser aller Bestem sein wird. — Du bist tüchtig, kennst gründlich unser Geschäft; ich habe dir so viel überlassen können, daß ich nicht zögere, dir alles zu überlassen. Aber ich stelle daran eine Bedingung: du mußt heiraten! Das wirst du zwar wohl einsehen, daß du zu unserm Geschaft eine tüchtige Frau haben mußt. Wenn man so wie wir oft tagelang fort sein muß, so ist es notwendig, daß zu Hause jemand ist, der Ordnung hält. Geh also, wohin du willst, und schau dir die Mädchen an. Du bist selbst ein schmucker Bursche und wirst wohl nicht lange bitten müssen. Wenn eine ein hübsch Stück Geld hat und dir sonst nicht gerade zuwider ist, greif zu. Auf die sogenannte große Liebe gibt man heutzutag nicht mehr viel, und für uns drei ist es am besten, wenn du rasch machst. Das sage ich dir noch gleich: Du hast mehr gelernt, als es für einen Bauern braucht, und wenn's auch eine gute Seite haben mag, so laß dir nur nicht einfallen, daß du derwegen beim Heiraten so vorgehen sollst wie die Stadtherren, die mit dir auf der Schule waren. Wenn deine Frau stark und gesund ist und ein bißchen kochen und die Mägde und Knechte zur Räson bringen kann, das ist alles, was es braucht. Eine Zierpuppe kommt dem alten Ehrler nicht ins Haus, verstehst? — So, nun habe ich dir meinen Standpunkt klargemacht; nun kannst du losgehen!"

Das war nun alles gesagt in der barschen Art des alten Ehrler, der keinen Widerspruch duldete

und der gewohnt war, daß sich ihm beugte, wer mit ihm im Frieden verkehren wollte.

Joseph hatte den Vater mit keinem Worte unterbrochen. Es schien ihm, als werde derselbe gerade heute seinen Plänen wenig zugänglich sein. Aber nun durfte er nicht mehr länger schweigen, und so begann er denn:

„Und wenn ich mich nun unter den Mädchen schon umgesehen und eine gefunden hätte, die ich einzig und allein zu meiner Frau machen möchte?"

„So hängt das Heiraten einzig und allein davon ab, ob sie mir paßt," antwortete Ehrler in etwas erhöhtem Tone und die Augenbrauen emporziehend.

Es hatte etwas im Tone seines Sohnes gelegen, das wie nach einer eignen Meinung klang, und es genügte, um die Falte zwischen des Alten Augen zu vertiefen, der gewohnt war, nur seine Ansicht im Hause gelten zu sehen. Als Joseph mit dem Weitersprechen zögerte, fuhr er fort:

„Nun, heraus mit der Sprache, laß hören, so wissen wir, ob wir übereinstimmen."

Da stand der junge Mann auf und trat auf ihn zu. Und dann begann er in weichem, fast bittendem Tone zu sprechen. Die Worte flossen ihm von den Lippen, als hätte er sie lange gelernt. Er sprach ja von Ini! In hellen, frohen Farben schilderte er das Mädchen. Kein Lob schien ihm hoch genug, jeder Ausdruck zu arm, ihren Liebreiz, ihre Herzensgüte, alles an ihr, was ihn für sie entflammt, zu nennen. Helle Begeisterung im Blick, schloß er endlich mit den Worten:

„Ihr werdet die Stunde segnen, Ihr und die

Mutter, die Ini in euer Haus geführt hat, und ich — was wäre alles andre für mich, was gälte es mir noch, wenn ich Ini verlieren sollte. — Hier, Vater, schlagt ein; die Mutter, das weiß ich, wird schon ‚Ja' sagen, und nie werdet Ihr's zu bereuen haben!"

Dabei streckte er offen und wie überzeugt, daß der Vater nicht „Nein" sagen werde, seine Hand hin; doch sie wurde nicht ergriffen.

Ehrler saß auf seinem Stuhl, und als Joseph geendet hatte, kreuzte er die Arme übereinander und sah ihn an mit einer Mischung von Staunen und Hohn. Dann lachte er plötzlich auf, nicht mehr bedenkend, daß nebenan die kranke Frau zu schlafen versuchte:

„Junge, du bist toll geworden — oder hältst du mich zum Narren? Oder — — — Herrgott, Kerl, man sieht dir's an den Augen an, daß es dir Ernst ist mit dem Faselzeug!"

Er sprang auf und ging mit dröhnenden Tritten im Zimmer auf und nieder — ein paarmal, dann blieb er wieder vor Joseph, der die Hand krampfhaft um die Lehne seines Stuhles gelegt hatte, stehen und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung:

„Also du hast auch nur einen Augenblick gedacht, daß ich dazu — zu solch hirnverbranntem Plan ‚Ja' sagen würde? Kennst du mich noch nicht besser? — Weißt du nicht, wie ich über jenes Gesindel . . ."

Er stockte plötzlich. Was war es, das ihm da aus den Augen des sonst so gehorsamen Sohnes

entgegenblitzte? Trotz und dieselbe Unbeugsamkeit, die auf seiner Stirne lag, breitete sich jetzt über Josephs Züge, so daß sie beide sich merkwürdig ähnlich sahen.

Josephs Stimme klang leise und warnend, als er sagte: „Vater, laßt uns ruhig darüber sprechen, und vor allem — Ihr dürft weder Ini noch ihre Mutter verunglimpfen; auf ihre Ehre ist nie der leiseste Schatten gefallen, und selbst der unglückliche Berger hat den einen Fehltritt so lange, so bitter gebüßt, daß es Sünde ist, ihn noch immer zu verdammen. Ihr seid ungerecht, Vater, in Euern Vorurteilen, und ich beschwöre Euch, werdet ruhig, überdenkt alles, und dann müßt Ihr mir recht geben!"

Dröhnend fiel des Fuhrhalters schwere Faust auf den Eichentisch.

„Willst du mir Vorschriften machen, du grüner Junge! Ha! Du kämst mir recht! Heiraten sollst du, und das bald, die Berger-Ini aber bringst du mir nicht ins Haus. Ich will doch sehen, wer Herr ist, du oder ich!"

Fest, aber noch immer ehrerbietig antwortete Joseph: „Daß Ihr der Herr seid, weiß ich wohl. Das aber kann kein Vater seinem Sohne befehlen, daß er ein Mädchen freie, das er nicht mag. Ich aber mag nur die Eine, und ich setze es durch, Vater, ob Ihr nachgebt oder nicht. Aber," fügte er, plötzlich wieder weich werdend, hinzu: „Ihr habt die Mutter auch liebgehabt und wißt, wie es einem ums Herz ist, wenn's so mit einem steht; darum möget Ihr wohl nachgeben, ich bitte Euch darum,

schlicht und recht, und ich wiederhole es, Ihr werdet's nimmer bereuen, daß Ihr ‚Ja' gesagt habt."

„Ich habe mich meiner Lebtag nicht nach dem Winde gedreht," erwiderte Ehrler, und immer tiefer wurde die Falte zwischen seinen Augen, immer grollender seine Stimme. „Wenn ich etwas gesagt habe, so war es gesagt, und bei Gott, Junge, du wirst mich nicht ändern auf meine alten Tage hin. Ich sage nein! Du heiratest die Berger-Ini nicht, und dabei bleibt's!" — Dann, plötzlich einlenkend, fuhr er ruhiger fort: „Ich gebe dir vierzehn Tage Zeit, dir das Zeug aus dem Kopf zu schlagen, und wenn du dann kommst und mir sagst, daß du dich anders besonnen hast, dann will ich dir den tollen Einfall nicht nachtragen!"

Er stand an der Türe und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, hinaus. Er schien es doch nicht zu einem Bruche kommen lassen zu wollen, und es war fast, als ob es ihm leid täte, so heftig geworden zu sein; hatte er doch gesehen, wie tief erregt sein Sohn gewesen war, wie er unter seinen harten Worten gelitten hatte.

Joseph hatte antworten wollen, aber schon hatte sich die Türe hinter dem Vater geschlossen, und dieser hörte nicht mehr. — Des jungen Mannes Entschluß stand unerschütterlich fest, von Ini nie und nimmer zu lassen. Aber sollte er jetzt schon einen Bruch mit dem Vater herbeiführen oder noch warten, ob es ihm gelingen würde, denselben umzustimmen? Er legte die Hand an die Stirne und seufzte schwer. Es würde ein harter Kampf werden!

Da stand die Mutter hinter ihm, die Wange

blaß, und legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm. Sie hatte längst, unbemerkt von den beiden, die Türe geöffnet und war dort gestanden, unfähig, zwischen die erregten Männer zu treten.

„Joseph, was willst du tun?“ fragte sie ernst.

Er wandte sich zu ihr und geleitete sie sanft zu einem Stuhl, da er sah, wie mühsam sie sich aufrecht hielt. Tiefe Seelenqual malte sich auf seinem Gesicht. Es war nicht leicht, der kranken Mutter sagen zu müssen, daß er scheiden wolle, daß er das Elternhaus verlassen müsse, weil er des Vaters Willen nicht erfüllen könne!

„Du hast alles gehört, Mutter, ich kann nicht anders; ich kann Ini nicht lassen, und der Vater wird nicht ‚Ja‘ sagen. So muß ich fort, mir anderswo mein Brot zu suchen!“

„Du willst fort, und jetzt?“ fragte sie angstvoll.

„Je bälder, desto besser! Was nützt es, zu warten. Es wird sich doch nimmer ändern lassen!“

„Geh nicht jetzt, Josi, bleib noch hier, und ich will versuchen, den Vater umzustimmen, vielleicht gibt er doch noch nach. — Hast du es denn so lieb, das Mädchen?“

„Würde ich sonst daran denken, euch zu verlassen, dich, du Liebe, Gute?“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Stirn. Dann sagte sie wieder: „Gelt, Joseph, du versprichst's mir, daß du nichts unternehmen willst, bis ich's noch versucht, dem Vater das ‚Ja‘ abzugewinnen?“

„Wie gut du bist, Mutter!“ — Seine große Gestalt zitterte vor Ergriffenheit. Plötzlich sagte er:

„Wenn du wüßtest, was mir das Mädchen ist!“ Dann verließ er das Zimmer.

Die Kranke faltete, ihm nachsehend, die Hände. „Gott gebe, daß es ein gutes Ende nehme,“ betete sie und legte den Kopf wie erschöpft in die hohle Hand, nachdenkend, wie ihres Mannes Starrsinn zu brechen sei.

Dreizehntes Kapitel

Es war am Abend des gleichen Tages, an welchem Joseph die stürmische Unterredung mit seinem Vater gehabt hatte. Er trat eben aus dem Hause und ging langsam die Straße hinab, der Kirche zu. Ini war in der Singprobe, und es galt, sie zu treffen. Noch lag tiefe Niedergeschlagenheit auf seinem Gesichte. Er wollte auch daheim bleiben — der Mutter zuliebe — blieb ja gern, bis auch der letzte Versuch, des Vaters Einwilligung zu erhalten, gescheitert war.

Er ging an der Kirche vorbei, als es eben neun Uhr schlug vom Turme, und er brauchte an der gewohnten Stelle nicht lange zu warten, bis Ini kam. Er schloß sie in seine Arme und drückte sie an sich; ihr Herz pochte gegen das seine, und als er, sie küssend, sich zu ihr niederbeugte, da fühlte er wieder, daß sie des größten Opfers wert war, und unwillkürlich flüsterte er ihr zu: „Ich lasse dich nicht, mein Liebling!“

Sie schaute zu ihm auf, als hätte etwas in seiner Stimme sie befremdet, und das spärliche Mondlicht zeigte ihr die Schatten, die noch auf seiner Stirne lagen.

„Was hast du, Joseph, was sollen die garstigen Falten da," sagte sie, mit der Hand über seine Stirne streichend, „bist du unzufrieden mit mir?"

„Närrchen," erwiderte er, sie fester an sich pressend, „wie könnte ich dir böse sein? Aber ich habe Verdruß gehabt — zu Hause — im Geschäft."

„Joseph!"

Sie stand plötzlich weg von ihm, und die großen dunkeln Augen schauten ihn in herzzerreißender Angst an.

„Du hast mit dem Vater gesprochen?"

Er sah, daß sie ihn durchschaut hatte, und er versuchte nicht, es ihr auszureden.

„Ja, Kind," sagte er.

Sie neigte den Kopf, als sei sie plötzlich müde geworden. Ihre Stimme schien von fern her zu kommen, es lag kein Klang darin, gebrochen fiel Wort um Wort von ihren Lippen, als wüßte sie zum voraus die Antwort, die ihr werden würde.

„Und er — hat — dir — die Einwilligung — nicht — gegeben?"

Ein grenzenloses Mitleid mit ihr ergriff ihn, und sie aufs neue in seine Arme nehmend, legte er ihr Köpfchen sanft an seine Brust.

„Nicht so trostlos, Liebling, nicht so traurig! Du tust mir weh damit. Der Vater hat nein gesagt, ja, das läßt sich nicht ableugnen, aber noch ist nichts verloren. Wir können ihn umstimmen, die Mutter will es versuchen, gewiß gelingt es ihr. Und wenn nicht, Herzlieb, dann gehen wir fort zusammen und nehmen dein Mütterchen mit uns, fort in das ferne Land, wo auch dein Vater gewesen ist, und —"

„Deine Eltern verlassen um meinetwillen, jetzt, da deine Mutter so krank ist," unterbrach sie ihn, „das darfst du nicht, Joseph, das darfst du nicht! — Und selbst wenn sie gesund wäre, so unser Glück zu erkaufen — es wäre kein Segen darin."

Sie schmiegte sich zitternd näher an ihn. Es lag ein Trost in dem Drucke seines starken Armes.

Da sprach er wieder zu ihr mit leisem Vorwurf:

„Und wolltest denn du von mir gehen, Ini? — Doch nein," unterbrach er sich selbst, „das kann ja nimmer sein! Laß uns hoffen, Liebling, gewiß wird alles gut!"

Sie gingen langsam Frau Bergers Hause zu, ohne weiter von dem zu sprechen, was ihre Herzen so sehr bewegte; es wollte eines das andre schonen. Joseph trat jedoch an diesem Abend nicht mit Ini ins Haus, sondern schied von ihr unter der Türe.

Als er langsamen Schrittes heimwärts ging und dabei träumend vor sich niedersah, schwebte Inis traute Gestalt so recht deutlich ihm vor, und heißer Groll wollte in ihm aufsteigen gegen den Vater, der dies Mädchen verurteilte, ohne sie nur näher zu kennen. Obgleich er in der Wohnstube daheim noch Licht schimmern sah, stieg er, ohne dort noch einmal einzutreten, zu seiner Kammer hinauf.

Vierzehntes Kapitel

Die jetzt folgenden Tage waren für Ini Berger voll Angst und Besorgnis. Wie würde es enden? Sollte ihr junges Glück so früh zu Grabe getragen

werden? Oder, wenn nun Joseph nicht nachgab, wenn er seinen Eltern trotzte und darauf bestand, daß sie mit ihm ging übers Meer? Sollte sie ihm folgen? Sie schloß die Augen und es überströmte sie Seligkeit, wenn sie daran dachte, wie sie mit ihm allein sein dürfte, für ihn leben, für ihn schaffen in jenem fremden Land. Dann aber wies sie den Gedanken wieder weit von sich, und „Nicht um solchen Preis!" flüsterte sie vor sich hin.

Einmal kam Luise Mattmann zu ihr. Frau Berger war zu Pfarrer Oser hinübergegangen, um mit ihm etwas zu besprechen, und die jungen Mädchen saßen plaudernd am Fenster.

„Gestern war ich zu Ehrlers zum Mittagessen geladen," erzählte Luise. „Die Anna ist da zu Besuch, und die hat es durchgesetzt, daß ich hingegangen bin. Ich wollte aber, ich wäre zu Hause geblieben. Hu, war das eine Mahlzeit! Der alte Ehrler sprach kein Wort während des ganzen Essens und machte ein Gesicht, daß einem dabei hätte angst werden können. Frau Marianne saß ganz verschüchtert da, und die Anni und ich waren bald auch von dem Stillschweigen angesteckt. Da hör' ich unten den Tritt Josephs, dessen Platz bis jetzt leer gewesen war. Nun denk' ich mir, der wird wohl etwas Leben mit sich bringen, denn er ist doch sonst immer so froh, aber nein! Wie er hereinkommt, ohne Gruß, und sich zu Tische setzt, blaß, den Mund zusammengepreßt, als verbisse er einen geheimen Grimm, da wurde das Gesicht des alten Ehrler noch um einen Schein finsterer. Plötzlich sagte er, zu seiner Frau gewendet: ‚Wenn's noch lange ginge, so würde

ich mir ausbitten, daß der allein ißt, so braucht' ich mir nicht mein Essen durch seine Trotzmiene verderben zu lassen — so aber mag's die paar Tag noch angehen, die ich ihm gesetzt habe; wir werden ja bald fertig sein miteinander!' Der Frau Marianne traten die Tränen in die Augen. Der Joseph aber läßt liegen, was er auf dem Teller hat, steht auf, setzt den Stuhl ab, daß die Gläser klirren, und geht hinaus. — Was die zwei nur miteinander haben mögen? — Die Anna weiß den Grund davon nicht, ich hab' sie schon ausgefragt, aber schlimm muß es wohl sein, denn wenn zwei so harte Steine wie die aufeinander stoßen, da gibt's Funken. — Aber was ist denn nun auf einmal mit dir?"

Ini hatte die Hand auf ihr wild pochendes Herz gedrückt und versuchte die Erregung niederzukämpfen, die bei Luisens Worten sie erfaßt hatte. Sie wollte um keinen Preis verraten, daß sie schuld trug an der Entfremdung zwischen Vater und Sohn, und wie sich ihr Herz zusammenkrampfte bei dem Gedanken daran. Sie hatte jedoch nicht hindern können, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesichte gewichen und Luise dies aufgefallen war.

„Nichts — nichts," antwortete sie, hastig sich erhebend, auf Luisens Frage. — „Wollen wir nicht ein wenig ins Freie gehen?" fuhr sie gefaßter fort, „ich bin heute noch nicht vor die Türe gekommen, und ein kleiner Gang wird mir gut tun. Mir ist so eng und so heiß."

Luise war einverstanden, und sie gingen hinaus. Ini schloß die Haustüre und legte den Schlüssel in

ein Versteck in der Mauer, wo ihn die Mutter zu finden gewohnt war.

Als sich die Mädchen vom Hause in der dem Dorfe entgegengesetzten Richtung langsam entfernten, rief sie jemand bei Namen. Sich umwendend erblickten sie Anton, der sie rasch erreicht hatte.

„Ich muß zur Säge hinüber," sagte er, „und da ihr wohl den gleichen Weg nehmt, darf ich wohl mit euch zusammengehen, wie?"

Er gab Luise ein Zeichen, und diese wendete sich zu Ini, indem sie sagte:

„Es könnte zu spät werden, wenn ich jetzt noch spazierengehe; ich habe zu Hause zu tun und sollte noch bei unsrer Wäscherin vorsprechen, bei der ich noch etwas auszurichten habe. Was meinst du, Ini, wenn du Anton zur Säge begleiten würdest und ich zurückginge?"

Ini achtete nicht darauf, daß zwischen den Geschwistern ein geheimes Einverständnis herrschte. Ihr war Anton ein so alter, lieber Freund, daß sie ohne Bedenken mit ihm ging, wohin es immer war. Auch war sie so sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, daß es ihr gleichgültig erschien, wer sie begleite; wenn sie ja nur Luft haben konnte, Luft in der tiefen Beklemmung, die sie erfaßt. Sie antwortete deshalb ruhig:

„Wie du willst, Luise."

Diese verabschiedete sich und ging zurück.

Anton und Ini schritten nebeneinander der nicht sehr weit entfernten Säge zu. Es war schon kühl; die Blätter der Laubbäume im Walde waren zum größten Teil abgefallen, aber die Wege lagen noch

trocken, und mit blassem, rosigem Schein weilte die Sonne an den Spitzen der Berge, als schäme sie sich, zu früh ihren Lauf zu beschließen. —

Sie befanden sich wieder auf dem Rückwege, als Anton plötzlich ein längeres Schweigen brach.

„Weißt du, Ini, daß ich Luise gebeten habe, uns allein zu lassen?“

Ini schreckte auf. Ihre Gedanken hatten bei dem Geliebten geweilt, und vergebens hatte sie gegrübelt und geforscht nach einem Wege, der sie beide vereinigen konnte, ohne den unseligen Bruch mit Josephs Eltern herbeizuführen.

„Warum denn?“ fragte sie, ihn erstaunt ansehend.

„Ich muß mit dir sprechen, Ini,“ antwortete er in dem ernsten Ton, den sie stets an ihm ihr gegenüber gewohnt war. Dann fuhr er weiter, erst zögernd und leise, dann immer eindringlicher, immer bewegter: „Ini, seit kurzem weiß ich, daß Joseph Ehrler und du einander gut seid.“

Sie fuhr auf, und ein tiefes Rot flammte in ihre Wangen, ein Rot der Entrüstung, ihr so sorgfältig behütetes Geheimnis verraten zu sehen.

„Sei nicht böse, Ini, daß ich so zu dir rede. Lange habe ich es geahnt, seit der letzten Kirchweih, als ich sein Gesicht sah, da ich ihn bat, dich nach Hause zu bringen, und ich habe es verwünscht, daß ich damals nicht selbst mit dir ging. Vielleicht wäre noch alles gut geworden. — Seit der letzten Gesangsprobe weiß ich es bestimmt. Ich habe euch gesehen.“

Sie wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr fort:

„Ich habe niemand etwas davon gesagt, selbst

Luise ahnt nichts; aber dir gegenüber konnte ich nicht länger schweigen. Ini, ich bin gekommen, dich zu warnen!"

Zornig blitzte es in ihren Augen auf, und fast heftig fragte sie:

„Wer gibt dir das Recht dazu? Vor wem willst du mich warnen — vor Joseph? — Schäme dich, Toni, das hätte ich nicht von dir gedacht!"

Er ließ sie ruhig ausreden, dann sagte er in traurigem, weichem Tone:

„Zweifelst du daran, daß ich nur in guter Absicht gekommen bin, kennst du den noch so wenig, der all die Jahre her dein Freund war, dann hätte ich allerdings besser getan, nicht zu dir zu sprechen."

Ihr Zorn war entwaffnet diesem Tone gegenüber. Sie reichte ihm die Hand. Dann setzte sie sich auf einen Stein am Wege. Sie war so erschöpft. Wie alle sie quälten, da sie doch der Qual genug in ihrem Innern trug!

„Sprich," sagte sie leise.

Da fing er wieder an:

„Vergib, wenn ich dir weh tue. Gewiß, gewiß, ich mein' es gut mit dir, mit ihm! Gott möge mein Zeuge sein, daß ich nicht an mich denke bei dem, was ich dir zu sagen habe! — Ini, es war unrecht von Joseph, daß er sich dir nahte. Er mußte wissen, daß sein Vater nie darein willigen würde, daß er dich heiratet."

Welcher Kampf in ihren schönen Zügen! — Plötzlich rief sie leidenschaftlich, alle Schranken niederwerfend:

„Und wenn wir nun einander doch liebhaben

und einander heiraten, euch allen zum Trotz, wer will es uns wehren, doch glücklich zu sein!?"

„Du wirst es nicht sein können, armes Kind," sagte er leise, „es würde für Joseph Trennung von seinen Eltern bedeuten, und du weißt nicht, wie sehr sie an ihm hängen. Der kranken Mutter würde es ans Leben gehen, und selbst den rauhen, stolzen Ehrler — er würde sich's nimmer merken lassen, er würde ihn von sich weisen, aber in seinem Innern würde das Heimweh nach seinem einzigen Sohne nagen. — Wirst du das wollen, Ini?" — Als sie schwieg, fuhr er weiter: „Ich habe dich liebgehabt seit meiner Knabenzeit und habe mir ausgemalt, wie schön es sein würde, die kleine Ini, die ich hatte heranwachsen sehen, zu meiner Frau zu machen, hatte es mir so wunderbar gedacht, dich einzuführen ins väterliche Haus. Vater und Mutter, meine Geschwister, alle, sie haben dich lieb und hätten dich mit offenen Armen empfangen. Es wäre alles so gut geworden vielleicht, ja gewiß hättest du mir dein Herz geschenkt; — da kam er dazwischen. Aber selbst jetzt, Ini, da dein Herz ihm gehört, selbst jetzt biete ich dir ein Heim, biete ich dir diese Hand, die bereit ist, dir den Weg eben zu machen nach bestem Können. Die Zeit heilt viel; du und er, ihr werdet beide vergessen. — Mache dich los von ihm, Kind, es kann nicht gut werden, wenn ihr euch heiratet. Du sollst es gut haben bei uns; ich will nie verlangen, daß du mich liebhabest. Wenn ich für dich sorgen kann jeden Tag, wenn ich sehe, daß du wieder froh wirst, dann will ich zufrieden sein. Ich will dich auch nicht drängen, ich will warten auf deinen

Entschluß Wochen, Monate — ein Jahr, nur sage dich los von ihm, auf daß auf dich kein Makel komme, daß die Leute nicht sagen, du hättest ihn umstrickt und den alten Eltern den Sohn abtrünnig gemacht, den einzigen Sohn!"

„Genug," rief Ini, indem sie sich erhob, „reichlich genug!"

Sie hörte aus seinen Worten das ernste Bestreben, sie glücklich zu machen, nicht heraus. Sie verstand nur das eine, daß man sie trennen wollte von ihm, der ihr alles war. Leidenschaftlicher Trotz wallte in ihr auf, und sie fuhr weiter:

„Nennst du das Liebe, die mit den grausamsten Worten zu verletzen, die du vorgibst, liebzuhaben? — Rede nicht weiter," sprach sie hastiger und in immer steigendem Tone, als sie sah, daß er neuerdings zu sprechen beginnen wollte. „All deine Worte sind umsonst; ihm gehöre ich, magst du's denn wissen, ihm ganz allein, und ich lasse ihn nicht — wenn der Tod uns nicht scheidet! — O Joseph," flüsterte sie plötzlich gebrochen vor sich hin, „könntest du sehen, wie sie deine Ini quälen, wie schnell kämest du zu mir!"

Anton sah sie an, wie sie dastand, ein Opfer tiefsten Wehs. Wenn eine einzige egoistische Regung in seinem Herzen gewohnt hätte, so schwand sie in diesem Augenblicke, und er wünschte, ob auch mit zuckendem Herzen, dem schönen Mädchen da vor ihm sagen zu können: Ich will dich und ihn glücklich machen. Aber es fehlte ihm ja die Macht; und so faßte er noch einmal ihr Bild in sich auf, als ob er sie nicht mehr sehen würde, und wandte sich ohne ein weiteres Wort auf den Heimweg.

Sie folgte ihm nicht, sie stand an derselben Stelle in starres Grübeln versunken. Ihre Augen bewachten mechanisch den langsam Davonschreitenden.

Längst war der rosige Schein verblichen, ein frostiger Wind zog von den Firnen her und zauste des Mädchens dunkles Haar auf dem unbedeckten Haupte. Noch immer stand sie; ihre Augen brannten, und tiefer, schmerzender brannte die Angst in ihrem Herzen, die Angst um ihr junges, kaum erwachtes Glück. —

Endlich mahnte Glockenton, der vom Dorfe herüberzog, sie an die Heimkehr. Tief aufseufzend wanderte sie, in Sinnen verloren, nach Hause zurück.

Frau Berger hatte sie mit Ungeduld erwartet. Wie verändert ihr Liebling war! Regelmäßig, willig und sorglich verrichtete auch heute Ini ihre Arbeit, aber der Zug von Sorge, der seit einigen Tagen den jungen Mund umschwebte. war heute abend so viel schärfer, und so sehr sie sich mühte, den alten, fröhlichen Ton wiederzufinden, es wollte nicht gehen. — Frühzeitig wünschte sie der Mutter gute Nacht und ging nach ihrem auf der andern Seite des Hausflurs gelegenen Kämmerchen. Frau Berger aber saß noch lange auf, tief bekümmert um ihr einzig Kind. Einmal schlich sie auf den Zehen hinüber zu Inis Kammertür, um zu horchen. Da hörte sie, wie drinnen das Mädchen krampfhaft in ihre Kissen schluchzte.

„Armes Kind," flüsterte sie und ging traurig zurück in die Stube, um bald nachher die Lampe zu löschen und niedergeschlagen ihr Lager ebenfalls aufzusuchen.

Fünfzehntes Kapitel

Die Bedenkzeit, die der alte Ehrler seinem Sohne gegeben, ging zu Ende, und Ehrler hielt sein Wort. Wieder war's Sonntag und Mittagszeit vorüber, und wieder standen sich Vater und Sohn gegenüber, während Frau Ehrler, blasser und hagerer noch als sonst, fröstelnd am Ofen lehnte. Sie hatte ihr Bestes versucht bei ihrem Manne, alle ihre Ueberredungskunst hatte sie aufgeboten, aber vergebens. Soviel er sonst seiner Frau zuliebe tat, hier wollte der starre Sinn Ehrlers sich nicht erweichen lassen. Ja, von dem Tage an, da er wußte, daß die Mutter des Sohnes Plänen günstig sei, hatte er sich so barsch, so gereizt den beiden gegenüber gezeigt, daß Joseph gerne früher die Entscheidung herbeigeführt hätte, wenn nicht auch darin der Starrsinn seines Vaters ihm hindernd entgegengetreten wäre. So oft er beginnen wollte, über sein Verhältnis zu Ini mit demselben zu sprechen, so oft wies ihn dieser kurz mit den Worten ab: „Die vierzehn Tage sind noch nicht herum; dann erst wird wieder von dieser Angelegenheit gesprochen!"

Nun war der Augenblick da.

Frau Marianne zitterte angesichts des Bevorstehenden. Auf den Gesichtern der beiden Männer, die sich da gegenüberstanden, war kein Nachgeben geschrieben. Selbst in ihrer Herzensangst fiel es Frau Ehrler auf, wie ähnlich sie einander waren. Heute lag auf Josephs Zügen derselbe unbeugsame

Trotz wie auf denen seines Vaters; selbst die Falte war da zwischen den Augen, wenn auch weniger scharf als bei dem Alten.

Die Arme übereinander geschlagen, begann dieser mit lauter, harter Stimme:

„Es scheint mir wenig Aussicht vorhanden, daß wir zwei uns einigen werden. Dennoch will ich mir den Vorwurf ersparen, als hätte ich nicht eingehend genug über die Sache mit dir gesprochen, und ich komme deshalb auf das früher Gesagte zurück; dasselbe gilt noch jetzt. Was ich von diesen Bergers denke, wiederhole ich nicht, um deine Empfindlichkeit, die du freilich mit der Zeit ablegen mußt, nicht gleich im Anfang zu reizen. Ich sage nur wieder, was ich schon dir und deiner Mutter gesagt habe: Du heiratest die Berger-Ini nicht!"

Joseph wollte auffahren, aber mit einer Bewegung seiner Hand gebot ihm der Vater, noch zu schweigen, und fuhr dann weiter, unwillkürlich etwas weicher werdend:

„Ich bin reich, Bub, und kann dir ein gut Stück Geld geben, wenn ich will. Das Geschäft ist eher besser als schlechter geworden. Du hast hier ein warmes Nest, du hast zudem das Vertrauen, die Liebe von Vater und Mutter. Willst du das alles beiseitewerfen um jenes Mädchens willen? — Junge, ich zahle dir fünfzigtausend Franken bar auf den Tisch, ich übergeb' dir den ganzen Kram hier, Geschäft, Haus und alles, und dann bleibt noch ein nettes Sümmchen für dich und die Anni, wenn wir einmal nicht mehr da sind, die Mutter

und ich. Geh, such dir ein Mädchen nach meinem Willen, und wir wollen heute Frieden schließen!"

Solange sein Vater den barschen Ton beibehalten, war Joseph in derselben abweisenden Haltung vor ihm gestanden; nun, da jener weicher, eindringlicher sprach, stieg auch in ihm noch einmal heiß der Wunsch nach einer Versöhnung auf.

„Vater," sagte er, „Geld ist ein gutes Ding; ich kann es schätzen, und ich weiß, wie gut ich's hätte, wenn Ihr das Geschäft mir allein übergeben würdet; mehr als alles aber gilt mir Eure Liebe und Euer Vertrauen, die möchte ich nicht verlieren. Aber der Preis, den Ihr fordert, ist zu hoch!"

Ehrlers Miene wurde finsterer, aber er ließ ihn weitersprechen.

„Vater, laßt mich Euch Ini bringen. Nur ein paarmal sollt Ihr sie sehen, nur ein wenig näher sollt Ihr sie kennen lernen, und wenn Ihr dann noch sagt, daß sie ein Mädchen sei, das Schwiegertochter zu nennen Ihr nicht stolz sein könntet, so wollen sie und ich uns fügen und uns trennen für immer. Aber ich weiß, Ihr werdet sie gar bald gern haben, denn sie ist so gut!"

„Tu ihm den Willen, Joseph, tu ihm den Willen, dem Bub," flüsterte bebend Frau Marianne ihrem Manne zu, ihren Arm durch den seinen ziehend. „Er war immer recht und brav; er wird uns kein Mädchen ins Haus bringen, an dem wir keine Freude haben können."

Bittend hatte die Stimme des Sohnes geklungen, fast flehend drang die der Frau an das Ohr des starrsinnigen Mannes, aber sein Gesicht wurde nur

düsterer und härter; der Eigensinn trat schärfer hervor:

„Hab' ich keinen eignen Willen mehr im Haus," sprach er grollend, „glaubt ihr mit eurem Gefasel mir meine Meinung zu nehmen? Nein! Ich halte daran fest und frage dich zum letztenmal, Bub, willst du nach meinem Willen tun — oder gehen?"

Einen Augenblick schien es, als tobe ein furchtbarer Kampf in des jungen Mannes Brust. Mit halberstickter Stimme fragte er:

„So willst du nicht gestatten, daß ich Ini hierherführe?"

„Nie!"

Hart und schneidend klang es durch den Raum.

Da flammte es in Josephs blauen Augen auf; seine Lippen preßten sich zusammen und öffneten sich dann zu den Worten:

„Gut denn, ich lasse nicht von ihr! Heute abend noch gehe ich! — Mutter, leb wohl — verzeih, — Vater, auch du leb wohl und mögest du nie bereuen, was du zur heutigen Stunde getan!"

Er wollte hinaus. Da tönte es hinter ihm, so herzzerreißend, so weh:

„Josi, — bleib hier, Josi!"

Er wandte sich um. Die Mutter hatte halb ohnmächtig die Hände gegen den Vater erhoben, als beschwöre sie ihn, den Sohn zurückzurufen. Aber in des Mannes Gesicht zuckte keine Muskel, er machte keine Bewegung — der alte Ehrler gab nicht nach. Joseph sah das alles. Nun eilte er noch einmal auf die Mutter zu, preßte sie fest an

seine Brust, und wie Schluchzen fielen die Worte von ihm:

„Leb wohl, Müetti, und, gelt, sei nicht bös — ich kann nicht anders!"

Dann löste er sanft die ihn umklammernden schwachen Arme und stürzte hinaus.

Laut aufschluchzend warf sich Frau Marianne auf einen Stuhl. Ehrler rührte sich noch immer nicht. Endlich kam Leben in die starre Gestalt; festen Schrittes ging er hinüber zum Fenster; klirrend flog es auf, und seine Stimme klang barsch, stark wie sonst, als er einem Knechte unten zurief:

„Spann an, wir haben noch Wildheu zu holen; es scheint, es will morgen schlecht Wetter werden!"

In Josephs Kopf jagten sich die Gedanken. Eine grenzenlose Bitterkeit gegen den Vater erfüllte sein Herz, und wenn er sich auch klar schon früher den Weg vorgezeichnet hatte, den er zu gehen gedachte, so galt es doch noch vielerlei zu bedenken und zu ordnen, nun, da der Bruch Tatsache geworden. Es lag auf einer Ersparniskassa einer nahen kleinen Stadt eine ihm gehörende, nicht unbedeutende Summe, die es ihm ermöglichte, für Ini, ihre Mutter und sich selbst die Reise nach Amerika zu bestreiten und dort eine kleine Farm zu kaufen. Im Lande wollte er nicht bleiben. Es hielt ihn nun nichts mehr da fest, und Ini sollte durch nichts daran erinnert werden, daß er ihr ein so großes Opfer gebracht hatte. Heute abend wollte er ins Vaterhaus zurückkehren, seine Sachen zusammenpacken und dann für heute und morgen im „Goldenen Löwen" Wohnung nehmen. Dann ge-

dachte er zu Tal zu wandern, in jener Stadt sein Geld zu erheben und, alles für die weite Reise vorbereitend, die Ankunft Inis und ihrer Mutter dort zu erwarten. Dann sollte daselbst still die Trauung mit der Geliebten stattfinden und gleich nachher die Reise nach dem andern Erdteil angetreten werden. So hatte er sich alles zurechtgelegt, und mit einer gewissen Hast ging er an die Ausführung seines Vorhabens, um die traurigen Bilder nicht aufkommen zu lassen, die der Abschied vom Elternhause in ihm wachrief.

Als er dieses vorhin hastig verlassen hatte, blieb er wenige Schritte davon entfernt einen Augenblick stehen wie betäubt. In seinem Kopfe hämmerte es, und er fühlte mit Erleichterung den kalten, Schnee verkündenden Wind um seine heiße Schläfe wehen. Bald darauf in den Gasthof zum Löwen tretend, fand er die Wirtsstube voll von Gästen, die ihn zufällig nicht beobachteten; in dem kleinen Raume nebenan aber sah er Anton schreibend sitzen; so ging er denn dort hinein und schloß die Türe hinter sich.

Anton schaute auf, und, Joseph erkennend, kam er ihm freundlich, wenn auch etwas gezwungen, entgegen. Dieser letztere Ausdruck verschwand aber fast ganz und machte einer berechtigten Neugier Platz, als er Josephs blasses Gesicht sah und die Aufregung gewahr wurde, in der sich dieser offenbar befand.

„Ich möchte dich wohl bitten," begann Joseph ohne alle Umschweife, „mir für heute und vielleicht auch für morgen abend ein Zimmer anzuweisen.

Ich — ich und der Vater, wir haben uns getrennt. Ich gehe spätestens übermorgen fort von hier; bis dahin hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, und so lange möchte ich hier wohnen — vorausgesetzt, daß du und die Deinen nichts dagegen haben," fügte er, wie sich plötzlich an etwas erinnernd, hinzu: „Ich kann ja gelten wie jeder andre fremde Gast."

Sein Ton war herb und frostig.

Anton überhörte das ganz, so hatte ihn augenblicklich der Gedanke überwältigt, daß der Mann vor ihm alles hingegeben für jenes Mädchen, das auch ihm selbst so teuer war.

„Du hast dich mit deinem Vater überworfen um Inis willen," stieß er hervor, „und er hat dir . . ."

„Die Türe gewiesen!" ergänzte voll bitteren Hohnes Joseph. — „Ist es vielleicht eine Schande, einen solchen Menschen aufzunehmen?"

„Nein, bleib hier," antwortete Anton kalt, als jener schon wieder Miene machte zu gehen. „Du hast es ja selbst gesagt: Du kannst gelten wie jeder andre fremde Gast."

Einen Augenblick lang hatte Anton das Verlangen erfaßt, seinem Nebenbuhler Vorwürfe zu machen über sein Tun, dann aber sagte er sich, daß er kein Recht dazu habe, und, ohne weiter ein Wort zu sprechen, ging er dem ihm folgenden Joseph voran nach einem kleinen Zimmer im dritten Stock, wo er diesen einzuquartieren dachte.

„Ich danke dir," sagte Joseph, dort angelangt, zu ihm, „ich werde heute abend meine Sachen

selbst hierherbringen und euch in keiner Weise belästigen."

Stumm neigte Anton den Kopf zum Zeichen der Zustimmung. Dann ging er hinaus.

Als Joseph sich allein sah, ging er einige Male im Zimmer auf und ab und dachte über seinen jetzigen Empfang im Mattmannschen Hause, wo er früher so oft und so gern verkehrt hatte, nach. „Also geächtet," flüsterte er vor sich hin, und sein Mund verzog sich zu einem häßlichen Lächeln. Er empfand ein Gefühl wie Verachtung gegen seinen einstigen besten Freund. — Doch er weilte nicht lange. Sich höher aufrichtend, schritt er aus dem Zimmer und dem Hause, um Ini und ihre Mutter aufzusuchen. —

Er traf die beiden Frauen zu Hause und teilte ihnen in gedrängten Worten das Vorgefallene mit.

Frau Berger trat trotz der tiefen Erregung und geheimen Angst, die sich ihrer bei seiner Erzählung bemächtigt, freundlich auf ihn zu und sagte mit in Mitleid bebender Stimme:

„Ich habe dir's gesagt, Joseph, von Anfang an, und du hättest es nicht so weit kommen lassen dürfen. Doch, was soll nun werden?"

Sie nannte ihn „du" auf sein Verlangen seit lange schon, und es war ihm, als könnte er in ihr Ersatz für die so innig geliebte Mutter finden, als sie jetzt wieder so sanft, so freundlich zu ihm sprach. Froher, zuversichtlicher begann er seine Pläne zu entwickeln, und bat endlich Mutter und Tochter, sich ihm anzuvertrauen, mit ihm zu gehen übers Meer.

Ohne ein Wort zu sagen, hatte Ini bisher auf

ihrem Stuhl gesessen. Während er erzählte, waren ihre Augen groß und starr geworden. Der Reif war gefallen auf die ängstlich gehütete Blüte ihres jungen Glückes, der Reif, den sie vorhergesehen und doch immer und immer noch zu vermeiden gehofft hatte. — Wie versteinert saß das Mädchen da. Erst als Frau Berger sich zu ihr wandte mit den Worten: „Ini, entscheide du, du wirst das Rechte finden, und in deiner Hand mag es liegen, ob Joseph sein Vaterhaus verlassen soll um unsertwillen oder nicht," da raffte sie sich zusammen. Mühsam stand sie von ihrem Sessel auf und stützte sich schwer auf den Tisch, als sie zu sprechen begann. Sie suchte, sie rang mit Macht nach Fassung, aber es zitterte ein so schneidendes Weh durch ihre Worte, daß ihre Mutter näher trat und, wie um sie zu stützen, den Arm um sie legte.

„Joseph," sprach das Mädchen leise und gebrochen, „geh zurück zu den Deinen! — Ich kann dir nicht folgen — es würde — — nicht gut werden — mit dir und mir. Ewig würde die Stunde zwischen uns stehen, da du vom Elternhause geschieden um meinetwillen; der kleinste Mißton, wie ihn jedes Eheleben mit sich bringt, müßte den Gedanken an jene Stunde verschärfen. — Und es wäre ein Unrecht gegen die Deinen. — So gerechtfertigt es uns erscheinen möchte, die Welt würde anders richten. — Geh, Joseph, leb wohl — — sag ihnen, daß — ich vergebe — um deinetwillen!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er erfaßte sie, aber er umfaßte die bebende Mädchengestalt und preßte sie an sich, indem er sprach:

„Und ich lasse dich nicht, Ini! Wir haben uns Treue gelobt, ich halte sie, und auch du mußt sie halten. Und wenn alle Welt gegen mich ist, du bist mein, und ich werde dich mir zu wahren wissen. — Wir gehen, Liebling! Sei nicht töricht, folge mir, ich kann nicht sein ohne dich!"

Angst schien sie zu erfassen. Sie sah zu ihm auf, und ein flehender Ausdruck lag in ihren großen Augen:

„Joseph, geh heim, wenn du mich liebhast, o geh, geh, ich kann nicht deine Frau werden!"

Sie suchte sich von ihm los zu machen, aber er hielt sie fest.

„Du mußt," rief er aus, „du hast dich mir zu eigen gegeben; du hast mich lieb, du hast es mir oft gesagt, ich fühl' es jetzt, da dein Herz gegen das meine schlägt, und" — es klang wie ein Schwur — „ich lasse dich nicht, ich will nicht zurück!"

Sie gab es auf, sie drang nicht weiter in ihn. Wie so manchmal schlang sie fester und fester die Arme um seinen Hals, und an seiner breiten, starken Brust schien sie Fassung zu finden. Wenigstens legte sich ein Zug müder Entschlossenheit um ihren Mund, und sie sagte:

„Du willst es so; — aber denke immer, immer daran, daß du es so gewollt! . . ."

Sie brach plötzlich in Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Liebkosend strich er ihr über das weiche Haar. Dann nach einer Weile wandte er sich zum Gehen, mit dem Bemerken, daß er morgen wiederkommen werde, um noch alles genauer mit ihr und ihrer

Mutter besprechen zu können. Noch einmal preßte er Ini an sich, und leidenschaftlich erwiderte sie seine Küsse. Dann ging er hinaus.

Aber kaum einige Schritte vom Hause entfernt, hörte er wieder ihre Stimme, die ihn zurückrief. Er wandte sich und fand sie unter der Haustüre stehen.

Sie streckte ihm die Arme entgegen, und als er sie in die seinen schloß, lehnte sie den Kopf gegen seine Schulter und sagte mit seltsam stockender Stimme:

„Ich wollte dir noch einmal gute Nacht sagen, Josi, und — Josi — gelt — du hast mich lieb?"

„Grenzenlos lieb," sagte er aus der Tiefe seines Herzens herauf.

„Josi," begann sie wieder, „wirst du mir nicht böse sein, was auch ...?" Sie unterbrach sich selbst, — „nein, nein, ich weiß selber nicht, was ich sagen wollte — mir ist so wirr im Kopfe."

„Du mußt früh schlafengehen, Liebling," sagte er, „deinen Kummer mußt du ausschlafen, dann bist du morgen frischer und froher, wann wir von unsrer Zukunft plaudern werden."

„Morgen, ja morgen," flüsterte sie gedankenlos vor sich hin — und dann: „Gelt, Josi, du versprichst mir, daß du mich immer, immer lieb behältst?"

„Törichtes Kind," erwiderte er weich, „ich verspreche es dir!"

Ihre Worte hatten geklungen wie das Bitten eines Kindes. Nun schwieg sie lange, und nur immer und immer wieder hielt sie ihn fest, wenn er sanft sich losmachen wollte.

Endlich ging er doch. Es wäre sonst zu spät geworden, ins Vaterhaus zurückzukehren.

Sie sah ihm nach, wie er davonschritt. — Welch verzweifelnder Ausdruck in den großen Augen! Wie die schlanke Gestalt erbebte in bitterem Leid! — „Josi," klang es von den blassen Lippen. — Er vernahm den Ruf nicht mehr. Er ahnte nichts, er hatte die grenzenlose, geheime Angst nicht gesehen, die sie erfüllte, der blinde Mann; — das Weh, das sie durchzuckte, als sei es ein Abschied — für ewig — er hatte es nicht bemerkt. Als er ihren Blicken entschwunden, hielt sie sich halb ohnmächtig mit zitternden Händen an den Türpfosten, dann ging sie mit ungewissen, schwankenden Schritten ins Haus zurück.

Sechzehntes Kapitel

Der Morgen graute, der Morgen nach Josephs Bruch mit dem Vater. Eine lange Nacht hatte sich zu Ende geneigt, nun wurde es heller im Osten; die grauen Nebel traten deutlicher hervor, die, vom frostigen Winde gepeitscht, bald in raschem Schweben sich hoben, bald sich wieder senkten, bleiern, schwer, auf die in düsterem Herbstkleide liegende Erde.

In Ini Bergers Schlafkämmerchen hatte lange Licht geschimmert; nun fiel der blasse Schein des nahenden Tages durch das kleine Fenster in den einfachen Raum. Das Bett in der Ecke stand unberührt, Ini selbst saß, den Kopf in die Hand gestützt, an einem kleinen Tische. Vor ihr lagen

Schreibzeug und Papier, und zwei geschlossene Briefe kündeten von der Arbeit dieser Nacht. Die Kerze im Lichtstock, der ebenfalls auf dem Tische stand, war niedergebrannt, und der im Zimmer sich bemerkbar machende unangenehme Geruch bewies, daß sie eben erst erloschen war.

Das Mädchen am Tische sah aus wie der Tod. Die großen blauen Augen schauten glanzlos hinüber nach den hohen Bergen, die sie liebgehabt, die sie hatten aufwachsen sehen und Zeugen gewesen waren vom Erstehen des kurzen Glückes, das ihr beschieden gewesen.

Die Augen brannten ihr, die die Nacht hindurch gewacht und gearbeitet hatten!

Wie träumend senkten sich Inis schlanke, weiße Finger in ihr volles, dunkles Haar. — Sie dachte nach, wie sie die ganze Nacht getan. Aber es war nicht mehr ein irres Wandern der Gedanken wie am Anfang. Klar lag der Weg vor ihr, den sie zu gehen beschlossen. — Und wie war sie zu diesem Entschlusse gekommen? — Gestern, da sie Joseph hatte bewegen wollen, sie zu verlassen, und da er so fest und entschieden ausgerufen hatte: „Ich lasse dich nicht!“ — da war er zuerst in ihr aufgetaucht, plötzlich, klar, gleich einem Verhängnis, dem zu entfliehen nicht möglich ist. In jener Stunde, da sie mit aller Leidenschaft, mit aller Kraft ihres Liebe verlangenden Herzens noch einmal sich an ihn geschmiegt, da hatte sie sich gesagt, daß es das letztemal sei, das letztemal sein — müsse. — Und dann, als sie früher und mit stürmischer Zärtlichkeit der Mutter gute Nacht gewünscht und sich auf ihr

Kämmerchen begeben hatte, da hatte das junge Geschöpf noch einmal alles reiflich erwogen und — keinen andern Ausweg gefunden. — Sie erinnerte sich der Worte Anton Mattmanns, der gesagt hatte, die Trennung von Joseph würde dessen Mutter ans Leben gehen und selbst dessen alten Vater bis ins Innerste treffen. Ihr junges Herz erbebte vor der Verantwortung, die ihr aufgeladen werden sollte. — Diese Schuld mit sich herumtragen zu müssen! Wie hätte sie mit diesem Schuldbewußtsein in sich glücklich werden können! — Joseph wollte nicht von ihr lassen! — So mußte *sie* fort! — — Sollte sie fliehen — allein, hinaus in die weite, fremde Welt? Sie hatte so oft gehört, wie viele Gefahren da draußen jungen, schutzlosen Mädchen drohten. Das ging also nicht! Sollte sie die Mutter bitten, sie fortzubringen an einen Ort, wo sie sicher war und fern von ihm? Auch das war zwecklos; die Mutter stand ja auf Josephs Seite, sie wäre bereit gewesen, mit ihr und ihm fortzuziehen — und selbst, wenn diese einwilligte, wenn sie ihren dringenden Bitten nachgab und sie fortbrachte, Ini kannte Joseph: er würde ihr folgen, wohin immer es war, er würde sein Anrecht auf sie geltend machen, solange sie ihm erreichbar war, denn — sie sagte es sich mit heimlichem Entzücken selbst in dieser schweren Stunde — er liebte sie so sehr. Es galt also einen Weg zu gehen, auf dem er ihr nicht folgen konnte, und dieser führte — sie schauerte zusammen — weit, weit fort, durch dunkle, unbekannte Gefilde an der Seite eines, dessen Hand eisig sich anfaßte, bei dessen Blick einem das Herz erstarrte, an der Seite — des Todes.

— Aber die Mutter? — Es würde ihr bitter weh tun, sie wußte es; doch Pfarrer Oser war da, der Tröster, der Freund; er würde auch jetzt ihr eine Stütze sein, und sie würde ihr nicht zürnen, weil sie ihre Pflicht getan, sondern nur noch mehr denn früher auf den Tag sich freuen, der auch ihr Ruhe brachte und sie dem heißgeliebten Gatten folgen ließ. — Und endlich er — Joseph? — War es recht, daß sie ihm doch untreu ward? — „Die Zeit heilt alles," sagte sie halblaut vor sich hin, „er wird es überwinden, er wird mich bald vergessen; bei seinen Eltern wird er bleiben und in der Freude darüber die kranke Mutter ihm neu aufleben, dann später wird er ein Mädchen finden, das ihn glücklich macht. Es gibt wohl manche Gute, die imstande ist, ihm sein Haus sonnig zu gestalten. Dann wird er glücklich sein und vielleicht doch manchmal denken, daß ich ihn so gemacht!" — — „Ich hätte für ihn sterben können, um ihn glücklich zu sehen," so hatte ihre Mutter gesprochen, als sie sie gefragt hatte, ob sie den Vater denn sehr liebgehabt habe. Sollte nun sie selbst, Ini, es nicht können für jenen andern? — Noch einmal sträubte sich ihre Lust am Leben, ihr junges, frisches Blut gegen den grausen Entschluß. Kurz und hart war der Kampf, dann war es entschieden. „Für ihn," flüsterte sie, „für ihn!" — Alsdann begann sie an die Mutter zu schreiben und an Joseph. All ihre Liebe strömte sie aus in diesen Abschiedsworten, in der Bitte, ihr zu verzeihen, da sie doch nicht anders gekonnt. Ihr tiefstes Innere offenbarte sich darin. Ein fast fanatischer Trieb, recht zu tun, der ihrer Natur eigen war,

trieb sie zu dem schweren Schritte. — Welche Qual aber das junge Herz in den letzten Stunden seines Schlagens erduldete, blieb ungeschrieben. — —

Die Briefe lagen fertig da; die Kerze war erloschen. Ini sah, wie es allmählich heller wurde. — Ihre Stunde nahte. — „Es wird Zeit," flüsterte sie. Einen Moment lang überfiel sie ein Zittern, als sie sich von ihrem Stuhle erhob; aber es ging vorüber. — Drüben an der Wand hing jenes große Bild des Vaters, das früher in der Wohnstube seinen Platz gehabt. Ini hatte es sich erbeten. Nun trat sie darauf zu. Die Hände gefaltet, stand sie davor. Das Bild stellte den Vater in den ersten Jahren seiner Ehe dar, fröhlich blickten die Augen des schönen Männergesichtes. „Du gibst mir recht, gelt, Vater?" sprach sie leise, dann, wie schon einmal, drückte sie die blassen Lippen gegen das Bild. Ein Kuß, ein letzter, ehe sie ging! — Sorgfältig legte sie die Briefe so, daß sie einem Eintretenden sogleich ins Auge fallen mußten, dann sah sie noch einmal in dem Stübchen sich um, wo sie lange Zeit zufrieden gehaust, raffte ein Tuch von einem Sessel, das sie um ihre Schultern schlang, und trat, leise die Tür öffnend, hinaus auf die Hausflur.

Vor der Türe des Wohnzimmers blieb sie eine Weile lauschend stehen. Dicht daneben schlief die Mutter. Dort drinnen war alles totenstill. Ein heißes Verlangen, die geliebte Mutter noch einmal zu sehen, ergriff sie. Schon wollte sie hineinschleichen, um nur noch einen Blick auf ihr Antlitz zu werfen, doch die Furcht, daß ein geringes Geräusch die Schlafende wecken könnte, hielt sie davon ab. Ein

grenzenloses Weh schnürte ihr die Brust zusammen, ihr war, als müßte sie laut aufschreien, aber mit gewaltsamer Anstrengung faßte sie sich und trat zur Haustüre. Sie war verschlossen, aber wie immer steckte inwendig der Schlüssel. Lautlos drehte er sich unter der zitternden Mädchenhand, die Türe ging ohne Geräusch auf — sie stand draußen.

Noch herrschte dämmerndes Halbdunkel, und Ini konnte sicher sein, vor Verlauf einer weiteren Stunde selbst von den Frühesten im Dorfe nicht bemerkt zu werden. Im Herbste und Winter, da der Tag ihnen genügend Zeit zur Verrichtung der notwendigen Geschäfte gab, pflegten die Dorfbewohner nicht wie im Sommer mit oder gar vor der erwachenden Sonne aufzustehen.

Das Mädchen atmete hoch auf; dann zog sie fröstelnd ihr Tuch fester um die Schultern. Eisig wehte der Morgenwind ihr ins Gesicht. — Lautlos huschte sie an den Häusern dahin bis zur Kirche. Sie fand dieselbe offen stehen. Es waren keine großen Schätze in dem einfachen Gotteshause, und es wurde auch des Nachts nicht geschlossen. Ein Blick auf die Turmuhr sagte ihr, daß sie nicht befürchten müsse, überrascht zu werden, und sie trat ein.

Es war kalt drinnen, und seltsam hohl klangen die Tritte des jungen Mädchens auf den Steinplatten wider. Vor dem Altar sank sie in die Knie und betete, wie sie noch nie gebetet. Ihr ganzes junges Leben zog noch einmal an ihren Blicken vorüber. Sie wollte sich nicht schonen, und sie fand, daß sie von Fehlern und Schwächen nicht frei gewesen; aber keine schwere Schuld drückte ihr Herz. Daß ihr

jetziges Vorhaben Sünde sein könnte, daran dachte sie jetzt nicht mehr. Während des Betens kam eine große Ruhe über sie. Als sie geendet, neigte sie sich in tiefer Demut noch einmal vor dem Christusbilde und schaute dann, sich erhebend, im wohlbekannten Raume sich um. Da droben bei der Orgel lagen die Musikhefte, die Partituren der Messe; sie konnte sie deutlich sehen. — Wie oft hatte sie dort gestanden! Von dort aus war es gewesen, wie Joseph ihr erzählt hatte, daß sie sich in sein Herz gesungen. Nun, wenn morgen abend dort wieder Probe stattfand, würde sie nicht mehr unter den Sängern sein. — Und weiter flogen ihre Gedanken, zurück zu jener Weihnachtsfeier, da sie als Kind hier eine Gabe erhalten hatte. Wie schön war es damals gewesen, und wie sorglos war ihr Herz! — Dann wieder wandte sich ihr Auge hinüber nach der Bank, wo die Mutter an den Sonn- und Feiertagen zu sitzen pflegte. Würde sie wohl sehr traurig sein, wenn sie die Stimme des Kindes nicht mehr durch den Raum klingen hörte? — Und der ernste, gute Mann, der dort auf der Kanzel stehen würde, dessen goldenen Worten sie oft gelauscht, was würde er dazu sagen? Sie war ja immer sein Liebling gewesen. — Das Herz wollte ihr wieder weich werden. Rasch raffte sie sich zusammen. „Für ihn!“ flüsterte sie wieder und ging hinaus. — —

Etwas außer dem Dorfe, wo die beiden Schluchten sich trafen, durch die der Dorfbach und sein stärkerer Gefährte, der vom Hochpaß kam, sich wanden, waren die Felsen weniger abschüssig. Immerhin war es ein gefährlicher Fußsteig, der auf der einen Seite

hinab zu einer kleinen, hölzernen Brücke führte und jenseits des Wassers seine Fortsetzung hatte. Eine Strecke oberhalb dieses Holzsteges bildete der Hauptbach einen gewaltigen Fall. Donnernd stürzten sich die Wellen über das Gestein hinab in die Tiefe, sich verwandelnd in weiße, kochende Gischt. Aber merkwürdig schnell wurden sie glatter, und unterhalb der Brücke flossen sie ruhig, fast träumerisch dahin. Hier bildeten die Felsabhänge einen weiten, tiefen Kessel, der die in tollem Laufe hineinstürzenden Wasser seltsam beruhigte. Nur auf der linken Seite machte sich eine stärkere Strömung bemerkbar, auf der rechten war es still wie auf einem See. Einzelne große Felsen ragten aus dem Wasser hervor, und die Tiefe des Flusses war hier eine beträchtliche.

Auf der Höhe gegen das Dorf hin, wo der Fußweg begann, der zu der eben beschriebenen Brücke hinabführte, erschien eine Mädchengestalt. Sie trat vor bis an die äußerste Kante des Abgrundes und sah hinab zu den rauschenden Wassern. Das Donnergetöse des Falles zu ihrer Rechten schlug an ihr Ohr, aufspritzende Wassertropfen netzten die Stelle, wo sie stand, und ihren kleinen Fuß. Sie schauerte zusammen, dann gruben sich die kleinen Zähne tief in die Unterlippe des schönen Mundes, und Ini Berger begann den Abstieg.

Es war nicht das erstemal, daß sie diesen Weg machte. In der Nähe des Falles, zugänglich nur von dieser Seite, blühten im Frühsommer prächtige Alpenrosen, und manchmal war sie mit Anton Mattmann dort gewesen, um davon zu pflücken. Auf einem Felsvorsprung, gerade über dem Fall, hatten

sie oft gesessen und dem tollen Treiben der Wogen zugeschaut. Sie hatte sie gesehen, diese Wogen, im Frühjahr, wenn sie, vom schmelzenden Schnee der Berge dunkel gefärbt, Tag für Tag höher anschwollen — dann war der Fall am wildesten und großartigsten — aber sie hatte sie auch zur Sommerszeit geschaut, da sie so kristallhell flossen, als hätte das edle Gestein der Schluchten, wo sie entsprangen, als hätte der schimmernde Bergkristall selber ihnen seinen Glanz geliehen. Wenn dann ein Sonnenstrahl in das Chaos von Wasserschwällen, Tropfen und Tröpflein fiel, dann leuchtete es in seltsamen Regenbogenfarben auf, und sie war nie müde geworden, das prächtige Schauspiel zu beobachten. — So waren ihr die Wogen alte, liebe Bekannte. Und da, wo sie unten weiterzogen in geheimnisvoller Ruh' nach all dem Kämpfen und Tosen, da schien es ihr fast noch schöner als droben am Fall. Beinahe in der Mitte des Flusses trat hier bei nicht allzu hohem Wasserstande ein mächtiger Fels hervor, der, muschelförmig von den Wellen ausgehöhlt, einen prächtigen Sitzplatz abgab. Ini liebte das Träumen. Von Stein zu Stein springend, erreichte das kecke Kind der Berge leicht diesen Mittelpunkt des Flusses, und so hatte sie auch hier manches Stündchen gesessen, sich am Wasser gefreut, an den beiden, fast senkrecht in die Höhe steigenden Ufern mit ihrem Grau der Felsen, dessen Eintönigkeit durch das Grün der Büsche und Sträucher, die daraus hervorwuchsen, gemildert wurde — und an dem kleinen Stück strahlenden Himmels darüber.

Heute zeigte sich der Ort ganz anders. Büsche

und Gras welk und fahl, tiefliegend der Nebel, und feucht und schlüpfrig das Gestein, vom feinen Regen genetzt, der den grauen Nebelschwaden entquoll. — Es bedurfte eines sicheren Fußes und schwindelfreien Blickes, den Weg hinabzusteigen. Ein leises Ausschlüpfen hätte dem Mädchen sicheren Tod gebracht. — Langsam, sorgfältig stieg sie abwärts. Man sollte sie nicht mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe finden.

Jetzt erreichte sie den Holzsteg. Sie lehnte sich über das Geländer. Unten tiefe Ruhe — ein leiser Zug nach Norden, den die Wasser nahmen, der sich weiter unten etwas verstärkte — sonst alles still! — — Still war's auch in der Höhe, zu der das Mädchen jetzt emporschaute; kein Mensch suchte so früh diese Stelle auf. Vielleicht ging außer dem Ziegenhirten, der am Abend mit seinen Tieren hier vorbeizukommen pflegte, überhaupt niemand mehr vorüber. Ja, es war selbst zweifelhaft, ob auch der noch hier durchkommen würde, denn wenn er auch bei schönem Wetter seine Ziegen noch austrieb in dieser Spätherbstzeit, damit sie das karge Gras nach einem grünen Halme noch absuchen konnten, hier und dort, so war ihm vielleicht doch heute die Witterung zu schlecht.

Inis Blick irrte wieder hinab zu den Wellen. Unzusammenhängende Worte fielen von ihren farblosen Lippen:

„Leb wohl, armes Müetti — vergib — ich hab' ihn — so lieb — gehabt, daß ich sterben muß — damit er nicht unglücklich wird!" — — Dann: „Gott im Himmel — nimm mich gnädig auf! — Es wird Zeit — schon ist der Morgen auf." — — — — —

Die zitternden Hände des Mädchens erfaßten das Geländer. — Jetzt ist sie außerhalb desselben. — Ein Sprung. — — — „Josi!" schallt es herzzerreißend und findet ein kurzes Echo droben an einer Felswand. Es hat sich drunten das Wasser geteilt — es schloß sich wieder — nun ist's still wie vorher. — —

Der grause Ruf verhallte ungehört. Kein Vöglein weilte mehr in den kahlen Büschen, das erschreckt hätte aufflattern müssen bei dem verzweiflungsvollen Schrei jener jungen Menschenstimme. Außer dem kurzen Echo am Felsen droben alles totenstill! —

Da! — Ein wenig weiter unten im Flusse taucht etwas auf — ein schwarzes Frauenkleid — ein Mädchenantlitz, weiß wie der Schnee, der nun bald wieder die Fluren decken wird. Die wunderschönen Augen sind starr — gebrochen, doch das tiefdunkle Haar hat sich gelöst und umfließt das geisterhaft blasse, selbst im Tode süße Gesicht. Auf weichen Armen tragen die Wellen diejenige, die so gern in ihrer Nähe geweilt. Nun hält etwas den Körper auf. Es ist der Fels, auf dem sie zuweilen gesessen, der Fels mitten im Fluß. Die Strömung ist stark genug, um den Kopf — den Oberkörper in den muschelförmigen Einschnitt zu schieben. — So ruht sie dort. Die dunkeln Locken haben sich dem Steine angeschmiegt, und darauf gebettet schaut das Antlitz der Toten friedevoll aus der schwarzen Fülle. Der eine Arm ruht leicht über dem Stein, der andre taucht mit der Hand noch im Wasser. In diesem ruht auch der untere Teil des Körpers, aber es ver-

mag ihn nicht fortzuschwemmen, denn wie in sorgendem Arme hält ihn der Fels.

Hier werden sie dich finden, Ini, und das, was du getan, mit einem Herzen voll Sehnsucht, recht zu tun, was du tatest in grenzenloser Liebe zu jenem andern, Ini, welch tiefe, unheilbare Wunde es schlagen wird! —

Siebzehntes Kapitel

Anton Mattmann war nach einer von seltsamen Träumen gestörten Nachtruhe früh aufgestanden. Er hatte spät am Abend noch vernommen, daß Joseph Ehrlers Mutter kränker geworden sei. Dieser war nicht, wie er beabsichtigt hatte, gekommen, um im „Goldenen Löwen" die Nacht zuzubringen. Vielleicht blieb er nun doch zu Hause, der armen Mutter zu Gefallen! Wie würde es dann enden? Das war es, was sich Anton fortwährend fragte, nicht um seiner selbst willen — er hatte seine Wünsche begraben, aber für Ini. Der Gedanke an sie ließ ihm keine Ruhe. Er hatte gesehen, mit welch mächtiger Liebe das Mädchen an Joseph hing, und er zitterte davor, daß das Ende nicht so sein möchte, wie jene es sich dachte und wünschte.

Mit seltsam bangen Gefühlen hatte er sich zu Bett gelegt, mit derselben Bangigkeit im Herzen erhob er sich von seinem Lager. Je weiter der Morgen vorrückte, desto stärker wurde jenes Angstgefühl. Er machte sich im Hause zu schaffen, aber die Arbeit wollte ihm nicht von der Hand gehen. Was war es denn? Es war doch nichts vorgefallen! — Aber

es mußte etwas kommen, es lag in der Luft — etwas Entsetzliches. Er war nicht abergläubisch, aber heute — dieser Druck, der ihm die Brust beengte — es mußte etwas kommen! — Endlich litt es ihn nicht länger im Hause.

Tief lag draußen der Nebel, und der feine Sprühregen drang kalt und durchnässend auf ihn ein, als er ins Freie trat. Er achtete dessen nicht, im Gegenteil, es tat ihm wohl; es kühlte seine hämmernden Schläfen, und er zog sogar den in der Eile aufgestülpten Hut wieder vom Kopfe, um die beruhigende Kälte besser auf sich wirken lassen zu können. Wohin er eigentlich wollte, das wußte er selber nicht. Er versuchte seine Unruhe zu belächeln und änderte seinen eben gefaßten Vorsatz, nach Frau Bergers Häuschen hinabzugehen. Was würden die Leute denken, wenn des Löwenwirtes Sohn an einem hellen Werktag, die Hände in den Taschen, spazierenlief. — Er kam vors Dorf hinaus. — Als er an dem Hause Ehrlers vorübergegangen war, hatte es ihm geschienen, als höre er aus der Ferne den Schrei einer Menschenstimme. Aber es war so unklar gewesen, er konnte — nein — er mußte sich geirrt haben! Dennoch trug der Gedanke daran noch zur Steigerung seiner inneren Unruhe bei. Wenige Schritte außerhalb des Dorfes begegnete ihm ein Bauer, der auf einer Matte in der Nähe einen Stall hatte und seine Kühe melken ging. Er begleitete ihn ein Stückchen, da hörte er von der Ferne das Rauschen des Wasserfalles. Auf einmal überkam ihn die Lust, den alten Weg zu demselben hinabzuklettern, die Stelle wiederzusehen, wo

er oft mit Ini Berger dem Stürzen des Falles zugesehen. Langsamen Schrittes ging er hinüber.

Jetzt stand er am Abgrund und schaute sich um. Es war nicht viel zu sehen, alles kahl und schlüpfrig. Heute mußte der Weg doppelt schwierig sein. Halb reizte es ihn, seinen Gedanken dadurch eine andre Richtung zu geben, daß er hinabstieg, halb zog es ihn wieder heim, indem es ihm plötzlich beifiel, es müßte dort in seiner Abwesenheit etwas geschehen sein. Schon wollte er sich umwenden, da fiel sein Blick noch einmal in die Tiefe. — Sonderbar! — Da unten unterhalb der Brücke auf dem Felsen lag etwas, was nicht zum Stein gehörte. Seine Aufmerksamkeit war geweckt, er sah näher hin. — Es kam oft vor, daß der Fluß Holz mit sich führte, das eine Lawine ins Wasser geworfen. — Aber das sah nicht aus wie Holz! — Es regte sich nicht — aber — aber — es sah aus wie ein menschlicher Körper! — Ein heißer Schreck durchzuckte plötzlich seine Brust. — Wenn es so wäre! — Nein, nein! — Aber jetzt mußte er hinunter! — Noch einen Blick sandte er hinab. Alles wie vorher! Er konnte sich nicht klar werden, was da unten liege.

Da begann er hinabzusteigen. Eine Weile wehrten ihm die Felsen den Ausblick auf die Brücke und den ihr nächstliegenden Teil des Flusses. Der Weg machte einen starken Bogen. Jetzt hatte er diesen Teil hinter sich, und jetzt stand er senkrecht über der Stelle, wo jener Fels im Wasser lag, und — da — da!

Den starken Mann erfaßte etwas wie Schwindel; er schloß die Augen und lehnte sich an die Stein-

wand zu seiner Rechten. — Dann sah er wieder hin. — Er hatte die Gestalt da unten erkannt, wenn er auch ihre Gesichtszüge noch nicht unterscheiden konnte, und er blieb starr an der Stelle stehen, eine ganze Spanne Zeit. — Das Ende, das hatte er nicht erwartet, das war furchtbar, entsetzlich!

Endlich faßte ihn eine verzweiflungsvolle Hast. Er wußte, daß es nichts mehr zu helfen oder zu retten gab, aber er stürzte hinab wie ein Wahnsinniger. Als er die Brücke erreicht hatte, blieb er wieder stehen und schaute hinüber, nachdenkend, wie er den Fels erreichen könnte. Nun sah er das wachsbleiche Antlitz, schön, wie es im Leben gewesen. Kein Kampf lag mehr darin, es hatte diesen Ausdruck auch im Leben manchmal getragen, wenn das Mädchen in der Kirche gesungen hatte, diesen Ausdruck tiefen Friedens. — Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte wie ein Kind. Er weinte um das, was ihm das Liebste in der Welt gewesen, was er nicht zu besitzen gehofft, aber doch glücklich zu sehen gewünscht hatte. —

Jetzt raffte er sich zusammen. Von Stein zu Stein tretend, erreichte er den Fels und die Leiche. Sanft nahm er sie in die Arme und trat den Rückweg an. Obgleich seine Last nur eine leichte war, blieb der Weg bis zum Ufer doch ein schwieriger, da das kleinste Ausglitschen ihn und die Tote ins Wasser werfen mußte. Dennoch erreichte er glücklich die Brücke wieder, und daneben, auf gelbem, abgestorbenem Grase bettete er sie und starrte sie lange an. Es war so gar nichts verändert an ihr, so ganz die alte Ini, nur daß die Lider, die er ihr

zugedrückt hatte, die schönen Augen verbargen. Plötzlich fiel es ihm ein, es möchte doch noch Leben in ihr sein. Er legte sein Ohr auf ihre Brust, drinnen pochte nichts mehr! — Ein heißes Verlangen überfiel ihn, einmal in seinem Leben den Mund zu küssen. Er neigte sich nieder, und ehrfurchtsvoll, gleich einem Betenden, drückte er den eignen lebenswarmen Mund auf den kalten, blassen des toten Mädchens. Erschauernd bis ins tiefste Herz hinein bei der Berührung jener eiskalten Lippen erhob er sich, indem er sich daran erinnerte, daß ihm nun die traurige Pflicht obliege, die schwere Botschaft und die Leiche selbst ins Dorf zu bringen.

Mit prüfendem Blicke maß er die Entfernung des Weges von seinem Standorte bis zur Höhe. Hier konnte, hier wollte er sie nicht liegen lassen, bis er Hilfe geholt. Oben angekommen, würde es ihm leichter sein, sich jemand bemerkbar zu machen, den er nach Männern ausschicken konnte, um die Leiche auf einer Tragbahre ins Dorf zu bringen.

Er hob sie von neuem auf. Eine der feuchten, schweren Locken streifte seine Wange. Des Mädchens Haupt fiel gegen seine Schulter. — Jetzt ging er aufwärts. Es fehlte Anton nicht an Kraft, auch die Schwierigkeiten des Weges hätte er leicht überwunden, aber das Weh um die Verlorene lähmte ihn. Immer und immer wieder hielt er keuchend an und sah nieder auf das leblose Gesicht, und dann rannen ihm die Tränen in großen Tropfen über die Wangen; er hätte aufschreien mögen vor Qual. Nach Verlauf von beinahe einer halben Stunde gelangte er hinauf und sah sich um. Lange

Zeit erschien niemand. Da, es mochte gegen neun Uhr morgens sein, ging drüben an der Straße ein Junge vorüber. Er rief ihn an, und mit flüchtigen Worten gebot er ihm, zu Pfarrer Oser zu eilen und ihn mit zwei Männern und einer Tragbahre hierher zu bescheiden. Er legte ihm jedoch ans Herz, so still als möglich die Kunde dorthin zu tragen, denn er wünschte nicht, daß Inis Mutter aus fremdem Munde zuerst das Furchtbare erfahre, und wollte es deren treuestem Freunde, Pfarrer Oser, überlassen, wie sie darauf vorzubereiten sei.

Der Knabe eilte davon, und wieder eine halbe Stunde hielt der junge Mann treue Wacht bei der toten Liebsten jenes andern, der noch nichts ahnte, noch nichts!

Pfarrer Oser kam, bleich vor gewaltiger Aufregung. Ini ruhte in Antons Armen, der sich im dürren Grase niedergelassen hatte.

„Armes, verirrtes Kind, was hast du getan!" brach es in tiefem Leid von des Geistlichen Lippen. Dann sah er des jungen Mannes Gesicht, in dem die ganze Verzweiflung dieser Stunde lag. Er drückte ihm die Hand, sich fassend mit der ihm eignen Selbstbeherrschung, und sprach:

„Gelt, Toni, wir haben sie beide liebgehabt?"

Stumm nickte der andre und erhob sich dann, um mit Hilfe der inzwischen herbeigekommenen Männer die Tote auf die mitgebrachte Tragbahre zu betten. Ein Tuch deckten sie über dieselbe. Dann sah Anton fragend hinüber nach Pfarrer Oser, der in düsteres Sinnen verloren dastand.

„Sollen wir gehen?" fragte er leise.

Pfarrer Oser trat näher.

„Gleich, doch wir müssen überlegen, wie wir es ihnen mitteilen."

„Ihnen?"

Die Frage fiel unwillkürlich von Antons Lippen.

„Ja, ja, Toni," fuhr tief bekümmert der Geistliche fort, „das ist ein schweres Amt, das wir zwei auf uns nehmen müssen. Ihre Mutter — es wird sie schwer treffen, aber sie wird es überwinden mit der Seelenstärke, mit der sie all das Leid ertragen, das schon auf ihren Lebensweg gesät worden — aber er — Joseph Ehrler? — Ihm war sie der Inbegriff alles dessen, was sein Leben verschönen und es ihm wert machen konnte. — Es wird ihn um den Verstand bringen, dieser Schlag. Er hat sich nie zu beherrschen vermocht; auch sein Leid wird über ihn Herr werden und . . ."

Er brach ab, als ob es ihm zu schwer falle, seinen Befürchtungen Worte zu verleihen. Dann, zu den Männern gewendet, sagte er:

„Tragt die Tote langsam durch das Dorf bis zu mir. Das Tuch wird neugierigen und unberufenen Augen den Anblick entziehen. Bis ich die Mutter vorbereitet habe, muß die Tote in meinem Hause bleiben." — „Und wie wir ihn vorbereiten sollen," fügte er wieder leiser und zu Anton hinzu, „das wird am besten Frau Berger selbst bestimmen. — Laßt uns gehen."

Die beiden Männer hoben die Bahre auf, und langsam, traurig schritten sie alle dem Dorfe zu, das sie noch nie so schweren Herzens betreten hatten.

Achtzehntes Kapitel

Joseph Ehrler war am Abend vorher, als er von Ini Abschied genommen, raschen Schrittes und ohne erst noch einmal im „Goldenen Löwen" sein Zimmer aufzusuchen, nach seinem Vaterhause zurückgegangen, das er an diesem Abend zum letzten Male zu betreten gedachte. Das Zusammensein mit Ini hatte ihn in einen seltsamen Taumel von Glückseligkeit versetzt. Noch niemals war sie so hingebend liebevoll zu ihm gewesen, und die Erinnerung daran übertäubte beinahe das Gefühl von Wehmut, das ihn erfaßte, als er über seines Daheims Schwelle zum letzten Male schritt.

Ohne das große Wohnzimmer zu betreten, ging er gedämpften Schrittes hinauf in seine Kammer, um dort seine Habseligkeiten zusammenzupacken. Vom Estrich holte er sich zwei von den vielen dort aufgespeicherten leeren Kisten. Dann begann er sein Werk. Aber je leerer der große Schrank wurde, wo seine Kleider, einige Bücher und andres mehr sich befanden, je weiter er mit der Arbeit kam, desto schwerer wurde ihm diese. Selbst der Gedanke an Ini mußte wieder in den Hintergrund treten vor dem andern, der ihn die kranke Mutter weinend im Zimmer unten sehen ließ, den Tritten lauschend, die ihr verkünden sollten, daß er gegangen sei, daß sie keinen Sohn mehr habe.

Längst war es dunkel geworden; er hatte Licht gemacht und beim Schein der Kerze seine Arbeit

müde und lässig fortgesetzt. Manchmal blieb er inmitten des Zimmers stehen und schaute sich um in seinen vier Wänden. Wie ihm der Raum bei der nur spärlichen Beleuchtung noch einmal so traut vorkam! — Endlich waren die Kisten gepackt; aber immer wieder änderte er hier und dort etwas, um den Augenblick hinauszuschieben, der ihn für immer von dannen führte.

Da sah er, daß es spät wurde, und raffte sich auf. Die größere Kiste hob er auf die Schulter, die kleinere nahm er unter den Arm. Dem kräftigen jungen Mann wäre zu andrer Zeit die Last als eine kleine erschienen. Heute bedrückte sie ihn schwer. Fast unsicheren Schrittes stieg er hinab. Unten war alles still. — Da — im Hausflur, wo ein kleines Oellicht dürftige Helle verbreitete, stand eine Frauengestalt.

Er stellte die Kisten ab, er konnte nicht so an ihr vorübergehen — es war seine Mutter. Fröstelnd, blaß stand sie gegen die Mauer gelehnt und streckte ihm die abgemagerten Hände entgegen, als müßte sie ihm den Ausgang verwehren. Er erfaßte diese Hände und, sie gegen seine Brust drückend, sagte er:

„Mutter, leb wohl!"

Ein unsäglich trauriger Blick ihrer kranken Augen traf ihn:

„Kannst du so von mir gehen, da du weißt, daß es nicht lange mehr dauern wird, so legen sie deine Mutter auf dem Friedhof draußen zur ewigen Ruh'?"

Er seufzte auf, tief und schwer.

„Mach mir diese unselige Stunde nicht gar so

schwer, Mutter, du siehst es ja selbst, es kann nicht anders sein. Der Vater will es so."

„O — Kind," sie sprach zu ihm wie in den Tagen, da er als kleiner Knabe ihre Lehren empfangen — „tu mir das nicht an, laß mich nicht allein, du weißt ja doch, wie lieb ich dich habe. — Bleib hier um meinetwillen, Josi, bring mir das Opfer, guter Bub!"

Liebkosend und sanft strich sie ihm mit der Hand über das lockige Haar, von dem er in plötzlicher Erregung den Hut gezogen hatte.

Er sah sie an mit einem seltsamen Blick, dann sprach er:

„Mutter, Mutter, du hättest nicht mehr kommen sollen, du hättest uns viel erspart! Ich muß gehen, mich bindet mein Wort und mehr, mich bindet jede Faser meines Herzens an die, der ihr mich wollt untreu werden lassen. Leb wohl, Mutter, und vergib!"

Noch einmal beugte er sich nieder zu ihr, sein Mund berührte leise ihre Stirn, dann raffte er seine Kisten auf und ging. — Jetzt stand er auf der Straße. — Plötzlich hörte er im Hausflur einen Wehlaut. Es war die Stimme der Mutter, er hatte sie wohl erkannt. In einem Augenblick war er zurück im Haus.

Sie lag am Boden, lang ausgestreckt, leichenblaß; nur auf den weißen Lippen standen zwei rote, nasse Flecken — es war Blut.

Er warf sich über sie, er rief sie an, angstvoll, beschwörend:

„Mutter, Mutter, du darfst nicht sterben, du

darfst mir das nicht antun — Mutter, wach auf — ich bin's, der Josi — und ich bleibe ja bei dir!"

Umsonst! — Die Augenlider öffneten sich nicht, kein Leben kam in die starre Gestalt der alten Frau. Da faßte ihn Verzweiflung. Mit starkem Arm umfaßte er die Leblose und trug sie hinauf. — Er trat ins Wohnzimmer. Sein Vater saß dort, den Kopf in die Hand gestützt. Er fuhr auf, als er ihn und seine Last sah. Er schien alles Vergangene vergessen zu haben in dem Augenblicke, da er seine Frau leblos in den Armen des Sohnes sah. Er sprang auf und rief:

„Um Gottes willen, was ist geschehen?"

„Laßt den Arzt holen, Vater, schnell! — Die Mutter hat eine Ohnmacht, sie ist nicht tot, Vater! — Macht nur schnell!"

Er wußte es selbst nicht, ob sie lebte oder tot war, ihn schüttelte selbst die furchtbarste Angst, aber der heiße Wunsch, sie lebend zu sehen, brachte die Worte „sie ist nicht tot" auf seine Lippen.

Der alte Ehrler war schon unten im Stall. Man hörte seine markige Stimme, die die Knechte anfeuerte:

„Spannt ein, dort die zwei Braunen, schnell, vorwärts, schneller — du, Franz, du fährst — zum Doktor! — Spar die Pferde nicht — wenn sie nur aushalten, bis du wieder hier bist — mit dem Doktor! — Fahr zu — ich zahl' dir's, Bursch — reichlich — wenn du schnell wiederkommst!"

Dann fuhr der Wagen fort, in rasendem Tempo, hinaus in die Nacht, und der alte Mann stieg schweren Schrittes wieder zu den Wohnräumen hinauf.

Hier hatte Joseph inzwischen die Mutter im Nebenzimmer auf ihr Bett gelegt. Sie atmete wieder; er hatte es mit Frohlocken wahrgenommen, und mit sorgender Hand legte er ihr nasse, kalte Tücher auf den glühenden Kopf. —

Da kam Ehrler wieder herein. Eine Weile standen die beiden Männer angstvoll lauschend am Bett der kranken Frau, die ihnen beiden teuer war.

Endlich schlug sie die Augen auf. Ein frohes Lächeln irrte um ihren Mund, als sie Gatten und Sohn an ihrem Lager erblickte. Sie vermochte nicht zu sprechen, aber sie gab zu verstehen, daß sie die Sterbesakramente zu empfangen wünsche. — Dann schloß sie die Augen wieder; die Erschöpfung drohte ihr verhängnisvoll zu werden. — Dennoch gingen noch immer leise, leise ihre Atemzüge.

Pfarrer Oser kam, von Joseph gerufen, und entfernte sich wieder, nachdem er seines Amtes gewaltet.

Nach Verlauf einer entsetzlichen langen und bangen Stunde des Wartens für die zwei Männer, die nicht miteinander sprachen, sondern nur einer aus des andern Augen immer wieder die geheime Angst herauslasen, traf der Arzt ein.

Joseph ging ihm entgegen, als sie den Wagen vors Haus fahren hörten, und führte ihn herauf und ins Zimmer der Mutter. Er machte ein ernstes Gesicht, als er die Kranke sah, und es wurde ernster, während er dieselbe untersuchte.

Es währte nicht lange, bis diese Untersuchung beendigt war. Der Arzt trat vom Bette weg und winkte die beiden Männer zu sich heran.

„Wir wollen sie nicht länger quälen mit unsrer

Kunst," sagte er leise, „menschliche Hilfe vermag nichts mehr. Ich habe es lange gefürchtet; ein Blutgefäß ist geborsten, und ihre zarte Natur übersteht es nicht. Vielleicht entschlummert sie schmerzlos schon jetzt, vielleicht erwacht sie noch einmal, aber den Morgen erlebt sie nicht mehr. — Ich muß zurück. Mein Verbleiben hier wäre unnütz, und zu Hause habe ich zwei Schwerkranke, die meine Anwesenheit vielleicht noch retten kann. — Ihr gebt mir wohl den Wagen mit frischen Pferden mit, Ehrler; die Tiere, die mich hierher gebracht, können den Weg nicht noch einmal machen — wir sind rasend schnell gefahren."

Der alte Ehrler nickte stumm, und Joseph ging mit dem Arzte hinab, das Notwendige für dessen Rückfahrt anzuordnen. Als dieser fort war, und Joseph wieder heraufkam, fand er den Vater am Bette der Kranken sitzen, die noch immer sanft zu schlummern schien. Er setzte sich zu ihm, und wieder verging eine Stunde, da keiner ein Wort sprach, kein Laut sich rührte im Zimmer. Nur das Ticken der Schwarzwälderuhr schallte vom Nebenzimmer einförmig herüber. Einmal ging Joseph hinaus, neues Oel auf die Lampe zu gießen, die zu erlöschen drohte. Auch im ganzen Haus war's totenstill; die Knechte und Mägde waren längst zu Bett gegangen; der alte Ehrler hatte nicht gewollt, daß eines von ihnen wachbleibe.

Jetzt kam auch Franz, der Knecht, der den Doktor wieder hatte fortfahren müssen. Man hörte ihn die Pferde in den Stall bringen, dann wurde es auch dort wieder ruhig. —

Tick — Tack! — Es schlug zwei Uhr morgens. Da regte sich leise die Kranke, ihre Hände tasteten suchend umher, ihre Lippen bewegten sich.

„Vater, Joseph," flüsterte sie, „seid ihr beide hier?"

„Ja, Mutter," antwortete Joseph. „Geht es dir etwas besser?"

Sie beachtete die Frage nicht. Ein Ausdruck ängstlicher Spannung trat auf ihr Gesicht; sie suchte nach Josephs Hand und drückte sie leise, als sie sie fand.

„Josi, kannst du mir schwören, daß jenes Mädchen gut ist?" fragte sie plötzlich.

„Laß uns jetzt nicht davon reden, Mutter, morgen, wenn du besser bist . . ."

„Morgen ist's zu spät, Kind," antworte sie wehmütig, dann fuhr sie dringender fort:

„Sag mir, ist sie gut, wird sie uns keine Schande machen?"

„Nie und nimmer, ich schwöre es. Sie ist so gut und lieb wie du, meine Mutter."

Er sagte das fest und doch voll weicher Innigkeit.

„Und du hast sie so lieb, daß du glaubst, nicht von ihr lassen zu können?" fragte die Kranke weiter.

„Ja, Mutter," entgegnete wieder ernst und fest Joseph, „ich weiß, daß ich nie glücklich sein kann ohne sie."

„Geh hinüber ins andre Zimmer, ich habe mit dem Vater zu reden," bat leise Frau Marianne.

Ohne zu widersprechen ging er hinaus in die Stube, wo es dunkel war. Er zündete kein Licht an, er warf sich auf das harte Sofa und dachte vor

sich hin, dachte an die sterbende Mutter und an jene andre, von der die Mutter nun drinnen sprach. —

Der alte Ehrler hatte mit keinem Worte das Gespräch zwischen seiner Frau und seinem Sohne unterbrochen. Vielleicht hatte er nicht einmal darauf geachtet, was sie zusammen redeten, so sehr hatte ihn, den starken, sonst so schroffen Mann, das Wort des Arztes niedergebeugt, daß diejenige, die ihm so viel galt, die einzige, die er in seinem Leben gehätschelt und der er Macht über den eignen, sonst so unbeugsamen Willen eingeräumt, den Morgen nicht mehr erleben werde. Wie einsam es im Hause werden würde — und wenn am Ende der Joseph auch ging! — Er hatte gehofft, noch einige schöne Jahre in Ruhe an der Seite seiner treuen Gefährtin verbringen zu können, und nun? Er fuhr mit der Hand über die Augen, und ein tiefer Seufzer hob seine breite Brust.

Da sah er, wie sein Sohn hinausging, und dann rief ihn die Stimme seiner Frau näher zu sich heran. Wie vorhin die Josephs, so faßte sie jetzt seine Hand und wandte mit Anstrengung ihr Gesicht dem seinen zu.

„Joseph," sagte sie, „du bist immer gut gewesen zu mir, manchen Wunsch hast du mir erfüllt, manches Mal hast du mich froh gemacht; willst du das noch einmal tun, mir noch einmal einen Wunsch erfüllen, vielleicht den größten, den ich je gehabt?"

„Sprich," drängte er, und zwei große Tränen traten in seine Augen und fielen nieder auf die blasse magere Hand, die die seine hielt.

Mühsam und mit zitternder Stimme fuhr Frau Marianne fort:

„Ich weiß, daß es zum Sterben geht, Joseph, und ich seh's, du weißt es auch, daß ich nicht bei euch bleiben kann! — Du wirst es darum auch glauben, daß ich in dieser letzten Stunde nichts erbitten würde, was ich nicht für gut und recht halten könnte, gelt?"

Als er nicht antwortete, begann sie von neuem:

„Joseph, laß unsern Jungen nicht unglücklich werden, weise ihn nicht von dir! — Ihr sollt beieinanderbleiben, weil ihr zusammengehört, und das Mädchen, die Ini, mußt du ihm lassen! — Sie ist gut, Vater, sie wird um dich sorgen, und du wirst sie auch liebgewinnen! — Gib sie ihm, um meinetwillen, damit ich ruhig sterben kann!"

Seine Hand hatte sich aus der ihrigen gelöst; er wandte sein Gesicht weg, und darauf erschien plötzlich wieder die düstere, tiefe Falte.

Da hob sich die sterbende Frau im Bette mit einer gewaltsamen Anstrengung. Es war, als könnte sie nicht scheiden, als könnte das Herz der Mutter nicht brechen, ehe sie ihr Kind glücklich gemacht. Die schwache Hand legte sich auf ihres Mannes Schulter, und dann — in fast beschwörendem Tone sprach sie auf ihn ein:

„Er ist ein guter Bub gewesen — immer — Joseph — du weißt es wohl. — Denkst du nicht mehr daran — damals — als er noch zur Schule ging — in der gräßlichen Nacht in den Wildenen, wo du hättest zugrunde gehen müssen — du und die andern, wenn sie euch nicht Hilfe gebracht hätten?

— Damals hat er sein junges Leben nicht geachtet, er ist zu dir gekommen durch den furchtbarsten Sturm — weil sein Herz an dir hängt. — Denkst du nicht mehr daran, wie er mit dir zurück durch die Schneemassen ging und nicht von deiner Seite wich, obschon ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten? — Und nun willst du ihn elend machen fürs Leben — weil du deinen Starrsinn nicht beugen kannst. — Joseph, gib sie ihm, ich fleh' dich darum — du tust sonst Sünde!"

Er stand auf und ging einmal durchs Zimmer. Es arbeitete gewaltig in ihm; ein schwerer Kampf zwischen der Liebe zu der todkranken Frau, dem Wunsch, ihr noch eine Freude zu machen, und dem jahrelang immer mehr in ihm erstarkten Eigensinn. Da sah er plötzlich wieder vor sich jene Lawinengalerie in den Wildenen; mit gebrochenem Bein lag er da in eisiger Kälte, draußen tobte der Sturm; — da auf einmal Menschenstimmen, die nicht von seinen beiden Gefährten herrührten! — Ein Knabe eilt an seine Seite und fragt in zitternden Lauten: „Seid Ihr arg verletzt, Vater?" — Es war sein Joseph, den er jetzt verstoßen wollte! — — — Nein! — — — Plötzlich kam der Entschluß. Er wollte ihm jenes Mädchen lassen, er sollte nicht unglücklich werden, der, der ihm damals Hilfe gebracht. — Er trat wieder zum Bett der Kranken, die mit angstvollen Blicken seinen Bewegungen gefolgt war.

„Du sollst deinen Willen haben, Marianne," sagte er leise und voll tiefer Bewegung.

Förmlich verklärt schauten ihm ihre Augen entgegen; ihre schwachen Finger umklammerten die seinen,

und sie neigte wortlos den Kopf auf seine Schulter. Endlich bat sie:

„Laß ihn herein, du mußt es ihm jetzt versprechen."

Er stand auf und rief Joseph. Zusammen traten sie wieder an das Bett der Kranken, und diese flüsterte, indem ein glückliches Lächeln um ihre Lippen irrte, voll tiefer Zärtlichkeit:

„Josi, der Vater hat dir etwas zu sagen."

Und dann streckte der alte Ehrler seinem Sohne die Hand hin, die dieser mit erstauntem Zögern erfaßte, und ersterer sprach:

„Joseph, willst du bei mir bleiben? — Ich habe der Mutter versprochen, daß du Ini haben sollst. — Bring sie uns morgen, mir und der Mutter und" — Schluchzen erstickte fast seine Stimme, als er auf seine Frau wies — „danke der Mutter, sie ist gut — wie keine; der Himmel gebe, daß sie bei uns bleibe!" —

Einen Moment lang schaute Joseph wie ungläubig den Vater an; dann allmählich kam das selige Bewußtsein in mächtigen Wogen über ihn, daß er hierbleiben dürfe im Vaterhaus, daß Ini auch hier einziehen werde, daß er sie sein eigen nennen werde, nicht mehr gegen den Willen der Eltern, sondern gesegnet von ihnen. Ein Sturm von Gefühlen erwachte in seinem Innern; beide Hände preßte er vor die wogende breite Brust, als müßte er einen Schrei der Freude unterdrücken, der sich losringen wollte. Und dann konnte er es doch nicht hindern, daß es beinahe jubelnd über seine Lippen kam:

„O Vater, o Mutter, wie glücklich habt ihr mich gemacht!"

Plötzlich lag er am Bette in den Knien, barg das Gesicht in der Decke, und leidenschaftliches Weinen erschütterte seinen Körper. — Wie mußte der Mann das Mädchen lieben, daß die Erreichung seines Zieles ihn so furchtbar erschütterte!

Ueber dem weinenden Sohne fanden sich die Hände der Alten, und mehr als Worte sagen konnten, sprach der Blick, den Ehrler und seine Frau tauschten.

Eine Weile herrschte wieder feierliches Schweigen. Joseph hatte die Hände der Mutter ergriffen und seine Lippen in ungestümer, inbrünstiger Dankbarkeit daraufgedrückt. Nun lauschten Vater und Sohn wieder mit Bangen den schwächer und schwächer werdenden Atemzügen der geliebten Kranken. Sie hatte die Augen geschlossen, und die Schwäche hatte sie wieder in den Schlaf gezwungen.

Langsam schlichen die letzten Stunden der Nacht dahin; blaß und grau, unfreundlich dämmerte der Morgen herauf, dessen fahler Schein leise durchs Fenster sich stahl und die Gruppe am Krankenbette beleuchtete. Noch immer flackerte das schwache Lebenslicht, noch immer pochte das Herz der sterbenden Frau, der der Arzt kein Wiedersehen des Morgens mehr verheißen. Es pochte fort, als es ganz Tag geworden.

Im Hause waren die Dienstboten längst aufgestanden. Joseph hatte sie an ihre gewohnte Arbeit gewiesen und war dann zurückgegangen ins Sterbezimmer. Daß es ein solches war, darüber täuschten

die beiden treuen Wächter sich selber nicht mehr, obgleich das Leben in dem schwachen Körper der Frau weniger schnell erlosch, als der Arzt es vorausgesagt hatte. — —

Die Schwarzwälderuhr in der Wohnstube begann zu schlagen — langsam — melodisch — neun Schläge. — Und plötzlich raschelte etwas im Uhrwerk, als sei eine Feder gesprungen; das Ticktack hielt an — die Uhr stand still. Sonst hatte Frau Ehrler sie immer aufgezogen, nun war es gestern vergessen worden, sie war abgelaufen. — Aber noch ein andres Schlagen hatte aufgehört in diesem Augenblicke — das Herz Frau Mariannens — stand still. — Plötzlich, fast ohne daß die beiden am Bette es merkten, war ein aschfahler Schein über die Wangen der Ruhenden gehuscht, ein leises Zucken ging durch ihre Glieder, und der Engel des Todes hatte seine Beute umschlungen. —

Der alte Ehrler streifte die starre Hand mit der seinen. Jene war eisig kalt. Ein plötzliches Erkennen erfaßte ihn:

„Sie ist tot!" stöhnte er auf. Dann barg er sein Gesicht in wortlosem, wildem Jammer in den Händen.

Joseph sah es auch. Das treue Herz, dessen letzte Sorge sein Glück gewesen, schlug nicht mehr. Ein heiliger Schauer durchzog seine Brust, als er der besten der Mütter die Augen zudrückte. Dann führte er den von seinem Schmerze gänzlich überwältigten Vater hinaus ins Wohnzimmer und legte ihn, der willenlos alles über sich ergehen ließ, auf das Sofa, wo sein Haupt, tief erschöpft von

Gram und Nachtwache, in ein untergeschobenes Kissen sank.

Der Sohn trat noch einmal zurück ins Zimmer, wo die Tote lag. Ein stiller Friede lag auf ihrem Angesichte. Noch schien um die Lippen das frohe Lächeln zu schweben, das die Züge verklärt hatte beim Schauen von Josephs Glückseligkeit.

„Wie gut du warst!“ Mit diesen Worten, die Augen tränengefüllt, trat Joseph vom Bette weg ans Fenster. Was war alles in seiner Brust erwacht in dieser Nacht! Tiefer Gram um die tote Mutter, Dankbarkeit, Bewunderung für deren großes, gütiges Wirken und Helfen, und endlich — mochte Gott ihm verzeihen, daß er sich selbst in dieser Stunde dieses Gefühls nicht erwehren konnte — der Gedanke, der ihn mit so grenzenloser Seligkeit erfüllte: „Ini wird dir und dem Vater ein Trost sein dürfen in diesen Tagen des Leids!“

Er lehnte die Stirn fast unbewußt gegen die Scheiben und schaute dem irren Wandern der düsteren Nebel zu, die windgepeitscht bald hoch sich hoben, bald in zerrissenen Schwaden tief an den Bergen hinstrichen. Da hörte er von außerhalb des Dorfes auf der harten Straße schwere, langsame Schritte. Er wurde aufmerksam. — Eben tauchten dort mehrere Männer auf; er unterschied sie deutlich; Pfarrer Oser und Anton Mattmann waren darunter. — Doch was war das? Zwei der Männer trugen eine Bahre, auf der offenbar ein Mensch, ein verwundeter oder — toter lag. — Er war mit einem weißen Tuche bedeckt. — Gewiß war beim Holzfällen einer verunglückt oder beim Kristallsuchen.

Nun brachten sie ihn heim. — Er tat ihm leid, der Mann unter dem Tuche, und seine Angehörigen auch. Dort im Hause würde jetzt plötzlich, unvorbereitet schwerer Gram seinen Einzug halten. — Aber — wie kam denn der Anton dazu? — Der pflegte doch sonst des Morgens zu Hause zu tun zu haben. — Doch Pfarrer Oser war ja auch dabei. Sie hatten diesen wohl gerufen, dem Sterbenden die letzten Segnungen seiner Religion zu spenden, und Anton, vom Unglücksfall hörend, war mitgegangen. — Jetzt achtete er erst darauf, daß Pfarrer Oser nicht im Ornate war. — Sonderbar!

Der Zug der Männer war langsam näher gekommen. — War es nicht, als ruhe Pfarrer Osers Blick mit einem Ausdruck von Angst auf dem Fenster, wo er, Joseph, stand; auf ihm selbst? — Und Anton — lag dem ein Freund auf der Bahre, daß er so niedergeschmettert einherging? —

Dem Manne am Fenster wurde auf einmal die Brust eng. — Jetzt waren die Männer gerade unter ihm. — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da! — Ein Luftzug hat das Tuch auf der Bahre zurückgeschlagen; Pfarrer Osers Hand kommt zu spät, zu decken, was der Zufall dem oben Herabschauenden grausam enthüllt hat. Dunkle Locken quellen unter dem weißen Tuche hervor. Der Mann am Fenster hat sie gesehen — und mehr: — ein süßes, starres Mädchenantlitz, das ihm so wohl, Gott, so wohl bekannt! — —

War das ein menschlicher Schrei, der sich dem Munde des Mannes entrang? Ist das ein Wahn-

finniger, der nicht acht mehr der toten Mutter, nicht acht des vor Erschöpfung dort auf seinem Lager vor einer Weile eingeschlummerten Vaters die Treppe hinabstürmt, die Haustür aufreißt?

„Halt! Halt!" Heiser, markerschütternd klingt der Ruf, der den schon einige Schritte entfernten Bahrenträgern gilt. Sie bleiben unwillkürlich stehen. Sie sehen ihn kommen, und Grauen erfaßt alle Beistehenden — bis auf einen. Der Mann, der auf sie zueilt, bietet einen furchtbaren Anblick, seine Zähne schlagen aufeinander wie im Fieber, sein Gesicht ist gelb und alt, und seine Augen treten hervor, starr, und doch — in ihren Tiefen flackert ein erschreckendes, wildes Feuer. Jetzt hat er die Bahre erreicht, die die Männer niedergestellt haben. Niemand hat es gewagt, ihm zu wehren. Es ist sein Recht, die Tote zu sehen, sie wissen alle, daß er sie lieb gehabt. — Mit vor gewaltiger Erregung zitternder, fast unmächtiger Hand entfernt er das Tuch. — Sein Lieb, sein armes, totes Lieb liegt vor ihm:

„Ini, steh auf — komm zum Vater, komm — er zürnt nicht mehr, Ini, Liebling, er will dich sehen, es ist alles gut — komm!"

Er greift nach ihrer Hand. Eisig, untätig liegt sie in der seinen. Eine wütende Furcht ergreift ihn, er schüttelt den leblosen Körper, er legt die Hand auf die Stelle des Herzens — dort schlägt nichts mehr. — Doch es kann ja nicht sein, daß sie von ihm gegangen in dem Augenblicke, da die Mutter sie beide hat vereinen wollen! — Er ruft. — Er fleht. —

„Ini, komm, laß uns zum Vater gehen!"

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter und reißt ihn zurück. — Es ist Anton, der einzige, den die Szene nicht mit Grauen und Mitleid erfüllt hat, weil etwas alles Gefühl in seinem Innern bis auf eines erstickt hat. In wildem Leid hat er die Tote geleitet bis hierher, da sieht er Joseph heranstürzen, und ein Gefühl grenzenloser Wut erfaßt ihn. — Um ihn ist sie in den Tod gegangen, sein ist die Schuld — er soll die teure Leiche nicht mehr berühren!

Anton hat sich nicht länger gehalten, seine sonst so stillen Züge sind verzerrt.

„Zurück von ihr, Mörder!“ schreit er dem zu, den sein Griff beinahe zu Boden gerissen.

Joseph schnellt empor, er sieht ihn an — verständnislos.

Mit einem unsägliche Verachtung ausdrückenden Blick wendet Anton sich von ihm, den Trägern winkend, die Bahre weiterzutragen.

Plötzlich wieder jener gräßliche, unartikulierte Schrei von Josephs Lippen! — Seine Fäuste haben sich geballt, er eilt auf Anton zu — nun hebt er die Hand. Das ist kein Mensch! Dem wilden Tiere gleich steht er seinem Gegner gegenüber, dem die nächste Sekunde Verderben bringen muß.

Da eine sanfte, aber feste Hand, die den erhobenen Arm herabzieht, eine tiefe, ernste Stimme:

„Um Inis willen, Joseph, und eines alten, guten Wortes, das du mir als Knabe gegeben, beherrsche dich!“

Um Inis willen! — Der Arm ist herabgesunken. — Still steht der Mann da — und starr. Er hin-

dert es nicht, daß sie die Tote weitertragen, nur seine Augen folgen mit seltsamem Ausdruck dem sich entfernenden Zuge.

Pfarrer Oser ist bei Joseph zurückgeblieben. Sein Herz krampft sich zusammen, er sieht, wie die Sinne des Dastehenden sich langsam verwirren, wie es Nacht wird in dessen gemartertem Hirn, und er kann ihm nicht helfen, ja, er wagt es nicht einmal, ihn zu stören, solange noch die Männer mit der Bahre dort sichtbar sind. — Jetzt sind diese hinter den Häusern verschwunden.

„Joseph," bittet der Geistliche sanft und leise, „komm mit mir ins Haus."

Dieser schaut ihn an mit demselben starren Blick, welcher der Toten gefolgt ist, dann fragt er mit fremdem Tonfall:

„Wer seid Ihr?"

Traurig legt Pfarrer Oser den Arm in den des jungen Mannes. Da fühlt er, wie dieser wankt. Er fängt den Bewußtlosen in seinen Armen auf.

Einige Knechte, die mit allen Zeichen des Schreckens von der Stalltüre aus Zeugen der ganzen Szene gewesen, eilen herbei und tragen den Armen hinauf in die Stube, wohin Pfarrer Oser ihnen folgt, und wo der alte Ehrler noch immer schlummernd liegt. — —

Vom Geräusche, das die Eintretenden verursachten, wachte der Schlafende auf. In wenigen Worten teilte ihm Pfarrer Oser das Vorgefallene mit, und, die Knechte zurückweisend, die hilfbereit sich nützlich machen wollten, bemühten sich die beiden Männer um den vom Schicksal so hart Getroffenen.

Er erwachte, als sie ihn auf einen Stuhl niederließen, und schaute in dumpfem Brüten vor sich hin. Er schien die Trostesworte nicht zu hören, die Pfarrer Oser ihm zuflüsterte, er achtete nicht einmal der Liebkosungen des sonst so harten Vaters, der, seines eignen Schmerzes nicht mehr gedenkend, sich niederbeugte zu ihm und immer wieder sagte: „Mein armer, armer Bub!"

Lange, lange Zeit schien es, als wolle dem jungen Manne das klare Denken nicht mehr kommen, als wäre das Gewicht des Schmerzes zu groß gewesen, als hätte es seine Sinne verwirrt. —

Endlich, nach Verlauf von mehreren Stunden, während welchen Joseph, in beängstigendem Schweigen verharrend, sich nicht bewegen ließ, von seinem Platze zu weichen, fuhr er plötzlich auf und fragte den ihm noch immer gegenübersitzenden Geistlichen:

„Wie kam's?"

Pfarrer Oser berichtete so schonend als möglich das ihm Bekannte.

Da lachte jener rauh und mißtönend auf und verließ das Zimmer. Man hörte ihn die Treppe hinaufsteigen mit schweren, schleppenden Schritten und die Tür seiner Kammer hinter sich verschließen. —

Nach einer Weile ging auch Pfarrer Oser hinweg, und schwüle Stille lag über dem Hause, auf das urplötzlich so viel Leid gesunken war. — — — —

Zwei Tage später trug man die sterbliche Hülle Frau Mariannens zu Grab. Vater und Sohn schritten Seite an Seite hinter dem blumengeschmückten Sarge her. Der alte Ehrler erschien schwer gebeugt unter der Last seines Leides, sein Sohn aber

ging aufrecht neben ihm. Josephs Auge blieb trocken, als man der Mutter Sarg zur Grube senkte, keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, das erstarrt schien im Schmerze. —

Einige Stunden nach Frau Ehrlers Begräbnis bewegte sich noch ein andrer kleiner Zug zum Friedhofe. Hinter dem ganz mit grünen Tannenzweigen bedeckten, hier und da ebenfalls mit Blumen verzierten Sarge gingen die Mitglieder des Kirchenchores und wenige andre Dorfbewohner. Alle erschienen tief bewegt, und ergreifend klang über dem sich schließenden Grabe das Lied: „Ueber den Sternen wird es einst tagen."

Leise verwebten sich im Winde die Töne, und der Wind trug sie weiter, daß ein leiser Widerhall selbst noch zu den Ohren des einsamen Mannes drang, der, die Stirn an die Scheiben des Fensters gelehnt, im Wohnzimmer des Ehrlerschen Hauses stand und brennenden Auges schon stundenlang hinabstarrte auf den einen Fleck an der Straße, wo ein Lufthauch ihm das Geheimnis jener Bahre verraten — wo er sein totes Lieb zum letztenmal gesehen. — — — —



Josef Ponten

Jungfräulichkeit. Roman.

4. Auflage. Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Norbert Jacques in den **Hamburger Nachrichten:** „Ein keusches Dokument einer ganz verfeinerten, einsam sich sehnenden und unerschöpflich romantischen Kultur. Es fährt ein Schrei durch das ganze Buch: ‚O, wie wir uns sehnen!' In diesem einen großen Schrei, den der Dichter zu einem großen Denkmal aufrauschen läßt, beben wir mit, leben wir mit. Wir werfen uns in das Buch, wie wir uns in den Meersand werfen, ganz verloren an die fromme Sehnsucht unsrer nach Schönheit weinenden Seelen."

Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet.

Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Johannes Schlaf in dem Tagblatt „**Die Zeit**", **Wien:** „Ein Buch aus der Schule Nietzsches; aber von guter Selbständigkeit und Eigenart dem Lehrmeister gegenüber. Und sicher hat es sehr erfreulicherweise nichts von jener formalistischen Geistreichelei um ihrer selbst willen und von jenem fast schon unleidlichen Schmack geistiger Gourmanderie, mit der der ästhetisierende ‚Immoralismus' Nietzsches heute bei uns grassiert. Man kann sagen: das Buch ist eine gute, tiefe Lektüre."

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman.

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Bruno Walden in der **Wiener Abendpost:** „Ein bedeutendes Werk. Mit verschwenderischer Hand ist ein Reichtum fruchtbarer und schwungkräftiger Gedanken darüber ausgestreut. Daneben eine große Mannigfaltigkeit herrlicher Naturschilderungen! Wie ungemein reizvoll ist die Speisung der Seine durch ihre Zuflüsse dargestellt, bis sie ihre grauen Wellchen durch die Brückenbogen zu Paris drängt. Und von welch ernster Schönheit ist der Lauf des Rheins, der voll tiefer Sehnsucht nach den verlassenen Bergen durch die einförmige Ebene seinen Weg zum Meere sucht. ‚Siebenquellen' ist eines jener seltenen Bücher, die man sicherlich öfter wieder zur Hand nimmt, aus ihrem Reichtume zu schöpfen!"

Schillers Briefe

Kritische Gesamtausgabe

Herausgegeben und mit Anmerkungen
— versehen von Fritz Jonas —

Mit zahlreichen Porträts in Holzschnitt

7 Bände. Geheftet M. 10.50, gebunden M. 17.50

Gartenlaube, Leipzig: „Selten wird man aus den Briefen eines großen Mannes einen so gewinnenden und charaktervollen Eindruck entnehmen können wie aus denen Schillers. Hier erst, wo das Wahrhaftige und Ideale seiner Natur immer neu hervorbricht, lernen wir Goethes schönes Freundschaftswort recht verstehen:

‚Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,‘

hier erst finden wir das Maß auch für die Schönheit und die kühne Gedankenwelt des Dichters.“

Schillers Werke

Illustrierte Volksausgabe

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger

4 Bände. In Prachteinband M. 24.—

Dr. **F. Bauer** im **Würzburger Journal:** „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese Schiller-Ausgabe als eine der sinnigsten Ehrungen des Dichters zum Gedächtnis seines 100jährigen Todestages bezeichnet. Die Bilder sind nicht willkürlich lose, um ihrer selbst willen von außen hineingestreut, sie sind lebendig von Schillerschem Geiste durchdrungen. . . . . So empfiehlt sich diese Ausgabe in jeder Hinsicht von selbst, und es ist nur zu wünschen, daß sie in möglichst weiten Kreisen Eingang findet.“

Quellwasser fürs deutsche Haus, Leipzig: „Wenn eine illustrierte Ausgabe von Schillers Werken, so verdient gewiß diese reich und von den besten deutschen Künstlern illustrierte Volksausgabe eine warme Empfehlung. Der Druck der Illustrationen ist vorzüglich schön.“

